

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 50

São Paulo, 31. Mai 1913

IX. Jahrg.

Die Lage des Kaffeemarktes.

Die letzten Statistiken über den Kaffee lassen erkennen, daß die Aufwärtsbewegung der Preise, die in der vergangenen Woche an einigen Märkten zu beobachten war, durchaus berechtigt ist, besonders wenn man noch in Betracht zieht, daß auch die Optimisten, das heißt in diesem Falle die Baissiers, in ihren Ernteschätzungen für 1913—14 recht pessimistisch geworden sind.

Der sichtbare Weltvorrat ging im April um 589.000 Sack zurück. Daß dieser Rückgang nicht zufällig war, sondern symptomatische Bedeutung hat, erkennt man am besten, wenn man die Bewegung der Weltvorräte an den Monatsersten in den Jahren 1911—12 und 1912—13 miteinander vergleicht.

	1912—13	1911—12
Juli	10.965.000	11.085.000
August	11.035.000	10.877.000
September	11.438.000	11.451.000
Oktober	12.151.000	12.383.000
November	12.682.000	13.122.000
Dezember	12.861.000	13.420.000
Januar	13.437.000	13.566.000
Februar	12.692.000	13.167.000
März	11.980.000	12.589.000
April	11.632.000	12.244.000
Mai	11.047.000	11.632.000
Juni	—	11.390.000

Nur im August waren also die Vorräte während des Jahres 1912 größer als im entsprechenden Monat des vorhergehenden Erntejahres. In allen übrigen Monaten waren sie kleiner, und zwar beträgt die Differenz vom 1. März an rund 600.000 Sack. Auch die Zufuhren in Santos waren geringer, wie man aus nachstehender Tabelle ersieht:

	1912—13	1911—12
Juli	672.083	795.891
August	1.211.757	1.415.283
September	1.484.111	2.033.785
Oktober	1.663.403	1.981.346
November	1.163.910	1.239.279
Dezember	955.000	696.671
Januar	409.667	395.501
Februar	258.508	278.559
März	18.5401	310.870
April	122.593	309.521
Mai	—	225.150
Juni	—	290.407

In den ersten 10 Monaten des Erntejahres 1912—13 wurden also 8.121.602 Sack Kaffee nach Santos gebracht gegen 9.456.709 Sack im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Das ist eine Differenz von 1.335.107 Sack, die bis zum Ende des Erntejahres wahrscheinlich auf 1,5 Millionen anwachsen wird, wenn nicht die teilweise sehr frühzeitig beginnende Ernte des Jahres 1913—14 im Monat Juni schon Kaffee des neuen Erntejahres nach Santos gelangen läßt, der natürlich in der Statistik als Kaffee der Ernte 1912—13 erscheinen würde.

Der Bestand an den Monatsletzten in Santos war folgender:

	1912—13	1911—12
Juli	1.314.217	784.476
August	2.033.632	1.214.616
September	2.345.424	2.058.348
Oktober	2.514.717	2.697.574
November	2.719.955	3.044.320
Dezember	2.436.785	2.638.651
Januar	1.888.088	2.293.706
Februar	1.541.798	2.082.759
März	1.435.976	1.947.319
April	1.393.834	1.833.051
Mai	—	1.721.443
Juni	—	1.350.485

Während also Santos mit erheblich größeren Beständen in das Erntejahr 1912—13 eintrat als ins Erntejahr 1911—12 und während diese Bestände im August so zunahmen, daß am 1. September die Differenz fast 1 Million Sack betrug, war schon Ende Oktober 1912 der Santosvorrat um 183.000 Sack geringer als Ende Oktober 1911, und Ende April war diese Differenz 430.000 Sack zu ungunsten des laufenden Erntejahres. Sehr interessant ist, daß auch in Rio die Bestände fast dauernd niedriger waren als im vorhergehenden Erntejahre, obwohl Rio in den ersten 10 Monaten 1912—13 Zufuhren von 2.301.825 Sack zu verzeichnen hatte gegen 2.256.561 Sack im ganzen Jahre 1911—12. Trotzdem war erst im März und April 1913 ein etwas höherer Bestand zu verzeichnen als im Vorjahre.

Dementsprechend waren auch die Ablieferungen an den Importmärkten geringer als im Vorjahre, und zwar fällt die Minusdifferenz ganz wesentlich den europäischen Häfen zur Last. Dort wurden nämlich eingeführt:

	1912—13	1911—12
Juli	714.000	870.000
August	699.000	882.000

September	887.000	1.098.000
Oktober	1.116.000	1.178.000
November	1.010.000	958.000
Dezember	664.000	773.000
Januar	1.139.000	948.000
Februar	864.000	903.000
März	822.000	926.000
April	829.000	1.002.000
Mai	—	913.000
Juni	—	663.000

Die Gesamteinfuhr in Europa betrug 1911—12 11.114.000 Sack, in den ersten 10 Monaten 9.538.000 Sack, in den ersten 10 Monaten 1912—13 dagegen nur 8.774.000 Sack, also 760.000 Sack weniger. In der Einfuhr nach den Vereinigten Staaten war die Differenz viel geringer:

	1912—13	1911—12
Juli	437.000	488.000
August	515.000	515.000
September	559.000	641.000
Oktober	654.000	648.000
November	667.000	540.000
Dezember	473.000	416.000
Januar	694.000	543.000
Februar	627.000	598.000
März	501.000	644.000
April	549.000	701.000
Mai	—	501.000
Juni	—	520.000

Die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten (natürlich ebensowenig nur Brasilkaffee wie in Europa) betrug im Jahre 1911—12 6.755.000 Sack, in den ersten 10 Monaten 5.734.000 Sack, in den ersten 10 Monaten 1912—13 dagegen nur 5.676.000 Sack, also 58.000 Sack weniger. Diese Differenz ist, mit der europäischen verglichen, gering, auch wenn man den geringeren Gesamtkonsum der Union in Rechnung zieht. Jedenfalls erlaubt sie nicht, auf einen Rückgang des Konsums in den Vereinigten Staaten zu schließen. Wenn man in Betracht zieht, daß die 900.000 Sack Valorisationskaffee, die seit längerer Zeit in New York lagerten und die in den Einfuhrzahlen der beiden letzten Jahre natürlich nicht in Erscheinung treten, inzwischen ebenfalls in den Konsum übergegangen sind, so kann man sogar eher von einer Zunahme des nordamerikanischen Konsums sprechen. Auch der europäische Konsum wird nach der Liquidierung der Kriegsnöte mit ihrer Gefolgeerscheinung der allgemeinen Teuerung wohl wieder steigen, so daß unter allen Gesichtspunkten die Hoffnung auf eine rege Nachfrage und auf feste Preise berechtigt ist.

Wochenschau.

Deutschland.

— Der russische Zar traf am Donnerstag morgen um halb zwölf in Berlin ein. An der Station wurde er vom Kaiser Wilhelm, König Georg von England, Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und dem russischen Botschafter erwartet. Die Ehrenwache stellte das preußische Alexander-Regiment. Kaiser Nikolaus trug preußische Oberstenuniform und Kaiser Wilhelm trug die Uniform eines preußischen Gardekommandeurs. Die getroffenen Vorsichtsmaßregeln waren etwas übertrieben, denn der ganze Weg vom Bahnhof bis zum Schlosse war durch eine dreifache Soldaten- und Polizistenkette gesperrt. Das Volk bekam das „Väterchen gar nicht zu sehen, es sah nur, wie der Berliner sich ausdrückt, Himmel und Polizei. Sofort nach der Ankunft im Schlosse begab sich Kaiser Nikolaus zur Kaiserin Auguste

Viktoria. Am Abend wurde im Schlosse ein großes Festessen mit hundertundfünfzig Gedecken gegeben. Die Braut, Prinzessin Viktoria Luise, hatte an ihrer rechten Hand Kaiser Nikolaus und an der linken ihren Bräutigam, Prinz Ernst August von Cumberland, an dessen Linken Kaiserin Auguste Viktoria saß. Am anderen Ende saß Kaiser Wilhelm zwischen Königin Maria von England und dem Herzog von Cumberland; König Georg hatte seinen Platz neben Kaiserin Auguste Viktoria. Die anderen Gäste waren Botschafter der Großmächte, preußische Minister und hohe Offiziere des Heeres und der Marine.

— Kaiser Wilhelm und Kaiser Nikolaus machten am Freitag eine Autofahrt durch Charlottenburg. Nachher empfing Kaiser Nikolaus den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und unterhielt sich mit ihm längere Zeit. Ueber die Politik sollen sie nicht gesprochen haben. — König Georg hielt in der englischen Botschaft einen Empfang ab, bei dem er zu den englischen Herren sagte, daß gerade jetzt, wo die Beziehungen Englands zu Deutschland die denkbar besten seien, jeder Engländer darauf hinarbeiten müsse, daß der Weltfrieden, der schon das Ziel seines Vaters gewesen sei, zur Wahrheit werde. (Jetzt wird natürlich auch Kaiser Nikolaus einen Empfang geben und erklären, daß die Beziehungen Rußlands zu Deutschland die allerbesten seien und daß er noch immer den Rat Nikolaus I., den dieser auf dem Sterbebette seinem Sohne gab, beherzige: „vergiss Onkel Wilhelm nicht“ Darauf wird Kaiser Wilhelm die Gelegenheit wahrnehmen und erklären, daß Deutschland sich glücklich schätze, die einander im Gesicht so ähnlichen Vetter zu beherbergen und daß die deutsche Politik nur den einen Zweck habe, den Weltfrieden zu sichern. — Nachdem der Worte genug gewechselt, sollten die Monarchen aber auch zu Taten schreiten und einen Vetter-Dreibund zustande bringen, dann wäre der Weltfriede wirklich garantiert.)

— Ueber die höheren deutschen Diplomaten ist ein Ordonssegen niedergegangen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr Gottlieb von Jagow, erhielt vom König Georg das Großkreuz des Viktoria-Ordens und vom Kaiser Nikolaus den Alexander-Newsky-Orden, eine der höchsten Auszeichnungen, die der Zar einem Ausländer verleihen kann. Der Unterstaatssekretär, Herr Zimmermann, erhielt von Kaiser Nikolaus den Orden des hl. Stanislaus, und der vortragende Rat im Auswärtigen Amte, Fürst Max Lichnowsky erhielt vom König Georg das Großkreuz des Viktoria-Ordens. Dasselbe Großkreuz hat vor einigen Tagen auch der Reichskanzler erhalten. Daß Herr von Bethmann-Hollweg von dem Zaren dekoriert worden wäre, wird noch nicht gemeldet, aber jedenfalls ist dieses der Fall. — In politischen Kreisen ist es aufgefallen, daß der Zar trotz der offiziellen Versicherung, daß er während seines Aufenthaltes in Berlin sich mit der Politik nicht befassen wolle, sehr oft mit den Leitern der deutschen Politik zusammenkommt. Zuerst unterhielt er sich sehr lange mit dem Reichskanzler, und am nächsten Tage sprach er mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Den Reichskanzler kennt der Zar von früher her und so ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß sie über ein nichtpolitisches Thema sprachen, Herr von Jagow ist dem Russen-Kaiser aber vollkommen fremd und so muß angenommen werden, daß er nur die Amtsperson zu sich lud. Die Welt beginnt sich schon für die Fürstenzusammenkunft in Berlin zu interessieren und zu fragen, was sich dort wohl zusammenspinne. Hätte Kaiser Nikolaus II. Deutschland nicht näher treten wollen, dann hätte er die allerbeste Ausrede gehabt. Er konnte sagen, daß er

der Hochzeit ohne seine Gemahlin nicht beiwohnen könne und da die Zarin krank sei, so müsse er auch auf die Reise verzichten. Da dieses nicht geschah, so war es schon ein gutes Zeichen und ein noch besseres Zeichen ist, daß er die Leiter der deutschen Auswärtigen Politik zu sich gezogen und mit ihnen lange gesprochen hat, denn das deutet darauf hin, daß zwischen beiden Kaiserreichen sich eine Verständigung anbahnt, die, da zwischen Deutschland und England alles in Ordnung ist, nur gefehlt hat, um die Weltlage als beruhigend aufzufassen. Kommt diese Verständigung zustande, und hat sie auch nur die Dauer von einigen Jahren, dann hat Graf S. Dimitri Sasanow ein Denkmal verdient, denn das Zustandekommen dieses günstigen Verhältnisses ist sein Werk. Als schwacher Mensch bedarf Nikolaus immer einer Hand, die ihn hält; jetzt hat er aber ein ganzes Trio, das den schädlichen Einfluß der Großfürstenpartei neutralisiert — Sasanow, als Minister des Aeußern, Tseharikow, als Leiter des politischen Departements im selben Ministerium, und Baron von Schilling, als Unterstaatssekretär im gleichen Amte. — Die Anwesenheit König Georgs in Berlin ist unter den obwaltenden Verhältnissen politisch minder interessant, als die seines russischen Veters, denn zwischen seinem Lande und Deutschland ist die Verständigung bereits angebahnt und deshalb entbehrt der Königsbesuch in der deutschen Reichshauptstadt der Bedeutung des Wendepunktes; in der Weltpolitik an sich ist aber König Georg eine noch wichtigere Persönlichkeit als Kaiser Nikolaus, dessen Einflußsphäre sich ja hauptsächlich auf die Politik im näheren und ferneren Osten erstreckt.

— Prinz Heinrich von Preußen und Prinzessin Irene feierten am Freitag ihre silberne Hochzeit. Das Prinzenpaar erhielt bei diesem Anlaß zahllose Gratulationen, darunter natürlich auch von den in Berlin anwesenden Herrschern.

— Unter den Geschenken, welche heute dem Brautpaar, Prinzen Ernst August und Prinzessin Viktoria Luise, überreicht werden, befindet sich auch ein türkischer Teppich, Geschenk des Sultans.

— Im elsäß'schen Landtag kam es zu lauten Szenen. Die Abgeordneten interpellierten die Regierung wegen der letzthin gegen die Presse und Vereine erlassenen Ausnahmegesetze. Trotz der besänftigenden Erklärungen des Regierungsvertreters wurde einstimmig eine Motion angenommen, die die Ausnahmegesetze verurteilt.

— In Metz wurde der Präsident des „Souvenir Alsacien-Lorrain“, der wegen Gehorsamsverweigerung eine Polizeistrafe von 25 Mark erhalten hatte, in der ersten Instanz freigesprochen.

— Der hundertjährige Geburtstag Richard Wagners wurde in ganz Deutschland mit einer großen Begeisterung gefeiert. In vielen Städten wurden dem Musikgenie Denkmäler enthüllt.

— König Georg von England nahm am Sonnabend morgen auf dem Tempelhofer Felde die Parade des Gardedragoners-Regiments ab.

— Die Trauung der Kaiserstochter mit dem Prinzen von Cumberland vollzog sich mit dem üblichen Pomp am Sonnabend um vier Uhr nachmittags. Gleich nach dem Brautpaare schritt Kaiser Wilhelm mit der Herzogin von Cumberland, hinter ihnen kam der Herzog von Cumberland mit Kaiserin Auguste Viktoria, dann kam Kaiser Nikolaus mit Königin Maria von England und dann König Georg mit Kronprinzessin Cäcilia. — Die Braut trug ein reiches Kleid aus Silberbrokat und der Bräutigam die Uniform der Leibhüßaren. Als die Ringe gewechselt wurden, gaben vor dem Schlosse zwölf Kanonen sechsunddreißig Schüsse ab. — Am Abend fand ein Festessen mit 1100 Gedecken statt. Den Toast auf das junge Paar

brachte Kaiser Wilhelm aus. — An dem Tische des Kaisers saßen nur das Brautpaar, die Eltern des Bräutigams und die Monarchen von England und Rußland.

— In Kolmar wurde der Redakteur der „Straßburger Post“ zu zwanzig Mark Geldstrafe verurteilt, weil er den traurigen Burschen Wetterlé einen Narren genannt hat.

— Die Budgetkommission des Reichstages hat das Projekt betreffend die Herabsetzung der Zahl der Sergeanten zustimmend begutachtet.

— Am Sonntag begann in Johannisthal die Flugwoche. An der Konkurrenz nehmen sechsunddreißig Aviatiker teil.

— In Berlin ist eine aus den Herren Solas und Uriburú bestehende argentinische Sondermission eingetroffen.

— Kaiser Nikolaus ist am Sonntag nach Petersburg zurückgekehrt.

— In Potsdam wurde eine große Parade abgehalten, der außer Kaiser Wilhelm auch der König von England, Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, Staatssekretär von Jagow und Mitglieder des diplomatischen Korps beiwohnten. Am Dienstag abend reiste das englische Königspaar von Berlin ab. Das aufgetauchte Gerücht, daß Kaiser Wilhelm in aller Kürze nach England reisen werde, wird von offiziöser Seite dementiert.

— Die argentinische Sonderkommission besuchte die Siemens-Schuckertwerke. Die Direktion gab den argentinischen Herren ein Frühstück, bei dem mehrere sehr herzlich gehaltene Trinksprüche gewechselt wurden. Am Nachmittage wurden die beiden Herren vom Reichskanzler von Bethmann-Hollweg in Audienz empfangen und am Abend wurde ihnen vom Konsul Standt ein Festessen gegeben.

Von den Balkanländern.

Die Friedensverhandlungen rücken nicht vom Fleck. Der englische Minister des Aeußern, der bekanntlich die Botschafterkonferenz präsidiert, hat selber eingestanden, daß in dieser Hinsicht noch nichts erreicht worden ist. Allmählich gewinnt man den Eindruck, als ob es wahr wäre, was vor einigen Wochen gesagt wurde — daß der bulgarische Delegierte, Dr. Danjew, ein furchtbarer Querkopf sei, mit dem man nichts ausrichten könne. Der sonst sehr tüchtige Mann habe die Schwäche, sich für einen Bismarck zu halten, und da er weder die Größe, noch die Gewandtheit des Eisernen Kanzlers besitze, so glaube er, die Aehnlichkeit durch die Härte erreichen zu können. Wie Bismarck immer auf seinem Standpunkt blieb, so bleibe auch Danjew auf dem seinen, und der Unterschied zwischen beiden bestehe nur darin, daß Bismarck wußte, was er wollte, Danjew aber noch im Unklaren sei, wo er denn hinsteuern wolle. König Ferdinand von Bulgarien sei wohl einer der besten Diplomaten der Gegenwart, Danjew gegenüber sei er aber machtlos, denn der Präsident der Sobranje besitze im Lande und auch beim Heere eine solche Popularität, daß der Monarch ihm keine Vorschriften machen dürfe. Der Krieg und sein glänzender Ausgang habe Ferdinand nicht beliebter gemacht. Die Bulgaren verhimmelten nur ihre Generale, aber nicht ihren Fürsten. Jemand habe Ferdinand I. den Napoleon des Balkans genannt, darauf habe aber sofort das bulgarische Volk dem Sieger bei Kirkkilisse und Lüle-Burgas, General Dimitriew diesen Titel beigelegt und nenne diesen demonstrativ mit dem Namen des Korsen. Da nun

die Generäle um jeden Preis Adrianopel erobern wollten und Danjew diesem Wunsche gegen die Einwände des Königs in der Botschafterkonferenz Ausdruck verlieh, so habe der improvisierte Diplomat ganz entschieden Oberwasser. — Wenn es dem so ist, dann erscheint die Verzögerung der Friedensverhandlungen erklärt. — Den neuesten Meldungen zufolge hat die Spannung zwischen Bulgarien einer- und Serbien und Griechenland andererseits bedeutend verschärft und bei Panghion hat zwischen Bulgaren und Griechen eine Schlacht stattgefunden, in der die letzteren 60 Tote und 150 Verwundete verloren haben.

Notizen.

São Paulo.

Abwanderung italienischer Kolonisten. Die italienische Tageszeitung „Fanfulla“ versucht, die Haltung des italienischen Konsuls in der Sache der streikenden Kolonisten zu entschuldigen. Der Kollege meint, die Leute hätten, nachdem sie wegen des Streikes die Fazendas in Ribeirão Preto verlassen mußten, anderweitig keine Arbeit gefunden, denn die Fazendeiros läßt sie aus Klassensolidarität nicht angenommen, und wenn sie auch in anderen Munizipien auf die Arbeitssuche gegangen wären. Hierin dürfte die „Fanfulla“ sich im Irrtum befinden. Das Verlangen nach Arbeitern ist so allgemein, daß es den Kolonisten nicht hätte schwer fallen können, anderweitig Beschäftigung zu finden. Schon während des Streikes hat, wie seinerzeit gemeldet wurde, ein Fazendeiro aus einem Ribeirão Preto nahegelegenen Munizip einige Streikerfamilien engagiert und ihnen gerade den Lohn geboten, den sie durch den Streik sich erzwingen wollten. Die Solidarität der Fazendeiros ist also nicht besonders stark und in diesem speziellen Falle kommt die Solidarität überhaupt nicht in Frage, denn die Kolonisten gingen nicht deshalb weg, weil ihre bisherigen Arbeitgeber sie nicht mehr behalten wollten, sondern weil sie wegen der während des Streikes stattgehabten Zusammenstöße glaubten, bei den betreffenden Fazendeiros nicht mehr bleiben zu können. Man hatte hier mit „Klassen“ nichts mehr zu tun, denn die Sache war bereits persönlich geworden, und wie die Kolonisten keine „Verräter“ gewesen wären, wenn sie bei anderen Fazendeiros Arbeit angenommen hätten, so hätte man diesen wieder keinen Solidaritätsbruch vorwerfen können, wenn sie den Kolonisten Arbeit gegeben hätten. Die Sache war danach lange nicht so verfahren, daß die Repatriierung unbedingt notwendig geworden wäre, und der Konsul hätte bei einigem guten Willen sie noch sicher einlenken können. Daß der Konsul die Leute ohne weiteres nach Italien schaffte, ist ein Beweis, daß der Herr einen großen Eifer besitzt, daß dieser Eifer aber mit der gleich notwendigen Umsicht verbunden sei, kann man leider nicht sagen.

Kaffepropaganda. Herr Francisco Sellner hat sich der Staatsregierung erboten, in Wien für den brasilianischen Kaffee Propaganda machen zu wollen. Der Ackerbausekretär hat auf dieses Gesuch die Antwort erteilt, daß dasselbe dem Kongreß vorzulegen sei.

Vom Zuge überfahren. In der Nähe von Cotia wurde der Schwarze, Manuel Joaquim da Silva von einem Zuge der Sorocabana überfahren und auf der Stelle getötet.

Ein sonderbarer Fall. Am Montag morgen erschien auf der Zentralpolizei das in der Rua do Hypodromo wohnhafte Ehepaar Antonio und Jeronyma Gomes Paiva, das in der genannten Vorstadtstraße eine Chacara besitzt, und erzählte dem Deleegado eine Räubergeschichte. Jeronyma, eine Frau von fünfzig Jahren, sei um vier Uhr morgens aufgestanden, um ihre Tagesarbeit zu beginnen, als sie am Fenster des vorderen Zimmers ein Geräusch gehört habe. Nichts böses ahnend oder denkend, sei sie in das betreffende Zimmer gegangen, um das offen vermutete Fenster zuzumachen. Das Fenster sei aber geschlossen gewesen, und da dadurch das gehörte Geräusch unerklärlich geworden sei, so habe sie das Fenster aufgemacht und in den Hof hinausgeschaut. In diesem Augenblick habe im Hofe ein Schuß gekracht und sie habe die Kugel in die linke Schulter bekommen. In demselben Augenblick habe sie gesehen, daß eine gedrungenen Gestalt nach einem nahegelegenen Häuschen verschwunden sei. Auf den Hilferuf der Frau sei der Mann wach geworden, in der Eile und Dunkelheit sei er aber so unglücklich gegen ein Möbel gerannt, daß er beinahe ein Bein gebrochen hätte. Die durch den Schuß verwundete Frau habe zuerst ihre Kräfte wiedererlangt und sie habe noch dem Manne Hilfe geleistet, der längere Zeit auf dem Boden gelegen sei. — Den Eheleuten wurde auf der Polizei Hilfe geleistet. Ihre Verletzungen sind nicht leicht, aber auch nicht gefährlich. Sie wissen nicht zu erklären, wem sie den Ueberfall zuzuschreiben haben, denn sie haben keinen Feind.

Unfall bei der Arbeit. Bei einem Neubau in der Avenida Lins de Vasconcellos wurde der Lastfuhrmann José dos Santos von einem herabfallenden Erdblock erschlagen. Der herabstürzende Block war so groß, daß der Wagen mit begraben wurde. Der Tod des unglücklichen Fuhrmannes trat sofort ein.

Todesfall. Wie wir erfahren, ist der Kapitän des Postdampfers „Habsburg“ von der Hamburg-Amerika-Linie, Herr L. Bussmann am 30. April, einige Stunden nach der Abfahrt von Hamburg plötzlich verschieden. Der so unerwartet schnell aus dem Leben Gerissene erreichte ein Alter von ca. 53 Jahren. Er war verheiratet und hinterläßt mehrere Kinder. Kapitän Bußmann fuhr nach Brasilien seit dem Jahre 1902. Er führte nacheinander die Postdampfer „Prinz Waldemar“, „Prinz Sigismund“, „Corcovado“, „Ipiranga“, „Rhaetia“ und „Hab burg“ — den letzteren seit Monat Dezember 1903. Anlässlich des Besuches, den Kaiser Wilhelm im August 1909 dem Postdampfer „Ipiranga“ abstattete, wurde Kapitän Bussmann mit dem Kronenorden IV. Klasse ausgezeichnet.

Herr Bussmann war einer der beliebtesten Kapitäne, die nach Santos fahren. Santos war sozusagen seine zweite Heimat geworden und er war in unserer Nachbarstadt in allen deutschen Familien wie zu Hause. Ein großes Interesse erwies er zu früh Verstorbene der santenser deutschen Schule, deren Ehrenmitglied er war. Die Ernennung zum Ehrenmitglied der deutschen Schule war ein Beweis, welcher Wertschätzung und Beliebtheit Herr Kapitän Bußmann sich in der santenser deutschen Kolonie und von allen Dingen in den Handelskreisen erfreute, denn die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft war eine Ehrung, die selten einem Kapitän zuteil geworden ist. — Der Freundes- und Bekanntenkreis, den Herr Bußmann hier in Brasilien hinterläßt, ist sehr groß, denn sehr viele Familien sind mit dem seinem Schutze anvertrauten Dampfern in diesen elf Jahren über den Ozean gefahren, und sie alle erinnern sich gerne des geraden und charakterfesten

Mannes, den sie in Kapitän Bussmann kennen und schätzen lernten.

Der Hamburg Amerika-Linie, die in Herrn Bussmann einen ihrer tüchtigsten und beliebtesten Kapitäne verliert, sprechen wir unser Beileid aus. Ehre dem Andenken des hingegangenen Seemannes!

Aus Paulistaner Kolonien. Aus der Bundeskolonie Monção im Staate S. Paulo berichtet uns einer unserer Leser, der seit acht Monaten dort ansässig ist, folgendes: „Es gehört viel Zeit und Arbeit dazu, aus einem Stück Urwald eine blühende Pflanzung zu machen, und noch viel mehr Geld. Ich habe in den acht Monaten, die ich jetzt hier bin, schon etwa 2 Contos gebraucht für Arbeitslöhne und den Lebensunterhalt für meine Frau und mich. Hoffentlich bringt mir die kommende Ernte den gewünschten Erntesegen. Ich habe in dieser Kolonie ein sehr schönes Landlos gekauft und gleich 10 Hektar Wald abschlagen lassen, welche ich mit Mais, Baumwolle, Reis, Tabak und Kartoffeln bepflanzen ließ. Jetzt ist meine größte Sorge die, daß ich zahlungskräftige Käufer, wenn möglich deutsche Firmen finde, an welche ich meine Produkte zu guten Preisen verkaufen kann. Es ist eine unangenehme Sache, wenn man für einige Contos landwirtschaftliche Produkte nach S. Paulo schiekt und kann dann nachher durch die Finger schauen . . . Hoffentlich geht es Ihnen in S. Paulo so gut, wie es mir hier geht, denn hier ist ein sehr gutes Klima. Ihren Sommerurlaub können Sie bei mir zubringen, denn ich habe Platz in meinem Hause genug. Bringen Sie aber ein gutes Gewehr mit, sowie Patronen, denn hier gibt es Wild in Hülle und Fülle.“ Für die freundliche Einladung danken wir bestens. Wir hoffen ihr gelegentlich einmal entsprechen zu können, denn wir liegen schon lange den Wunsch, die Kolonie Monção kennen zu lernen. Was die Schwierigkeit des sicheren Absatzes landwirtschaftlicher Produkte anbelangt, so kann sie unseres Erachtens für die Kolonisten in befriedigender Weise nur durch die Gründung von Absatzgenossenschaften gelöst werden. In einer Reihe von Kolonien bestehen solche Genossenschaften bereits, sehr zur Zufriedenheit ihrer Mitglieder. Da der Landwirtschaftsminister dem Genossenschaftswesen großes Interesse entgegenbringt und alle mögliche Unterstützung angedeihen läßt, so wird er wohl auch für Monção in dieser Hinsicht zu haben sein.

Wehe, wenn sie losgelassen In unserer, am Montag unter obigem Titel veröffentlichten Notiz sagten wir, daß die zahlreichen, durch Automobile veranlaßten Unfälle von den Chauffeuren absolut nicht beachtet werden und daß die Lenker der Kraftwagen nach wie vor die Eilzugsgeschwindigkeit für die einzig richtige halten. Das durch das Auto Nr. 654 auf der Varzea do Carmo angerichtete Unglück war wahrhaftig schrecklich genug, um auch die Chauffeure zu Verstand zu bringen, aber diese Leute sind nun einmal von einem eigenartigen Wahnsinn befallen: sie kümmern sich um den Unfall nicht und fahren mit der gewohnten Schnelligkeit. — Gestern wurde die Zahl der Automobilmorde wieder um einen vermehrt. Um etwa halb neun Uhr morgens wurde in der Rua de Itapetinga ein 6jähriges Mädchen namens Ernestina Hyppolito von dem Automobil Nr. 478 überfahren und so schwer verletzt, daß es einige Stunden später verschied. Der Chauffeur hielt es nicht für nötig, anzuhalten, sondern jagte in demselben Tempo weiter, bis das Automobil den Blicken des Augenzeugen entschwand. Auf der Polizei wurde festgestellt, daß als Chauffeur des Automobils Nr. 478 ein gewisser Raphael Espadura eingetragen ist und nach diesem wird jetzt nun gesucht, aber der ist natürlich über alle Berge.

— Der furchtbare Unglücksfall machte auf die Chauffeure natürlich keinen Eindruck, denn sie rannten durch dieselbe Straße, auf der ihr Kollege das Unglück angerichtet, gestern ebenso, wie vorgestern.

Ein Pascha in Paraná. Einem fluminenser Blatt wird erzählt, daß in Itaty, Staat Paraná, ein Mann lebe, der zehn Frauen und vierzig Kinder habe. Er selbst arbeite gar nichts und lasse seine Frauen und seine Kinder auf dem Felde schwitzen. Natürlich handle es sich nicht um gerichtlich angetraute Frauen, sondern um Geliebte. Wenn dieser Mann es fertig bringt, diese große Frauengesellschaft und eventuell auch noch eine Anzahl Schwiegermütter in Zucht und Ordnung zu halten, dann hat er hinreichend Energie, um sich für die Bundespräsidentschaft zu empfehlen. Zehn Frauen in einem Hause, das ist ja noch mehr als zehn Parteien in einem Lande, und wenn einer Autorität genug besitzt, die Nägel der Frauen von den Haaren ihrer Mitschwestern und Mit-Geliebten fern zu halten, dann ist der Mann in dieser Zeit allgemeiner Energielosigkeit geradezu ein Wunder. Was sagt aber die Moral zu einer solchen Paschawirtschaft auf dem paranáenser Hochland?

Stadtverschönerung. Die Präfektur wird die Häuser Nrs. 104 und 106 der Rua Aurora, Ecke Rua São João, enteignen. Die zu zahlende Summe ist 199:409\$000. Ferner wird sie in der zu erweiternden Rua São João selbst die Häuser 290 und 292 für 204:732\$000 und das Haus Nr. 354 für 60:000\$000 an sich bringen. In der Rua das Palmeiras sollen die Häuser 100 und 102 für zusammen 79:650\$000 enteignet werden. Die eine Seite der Rua São João wird, wenn die Abbruchsarbeiten mit derselben Emsigkeit weiter fortgesetzt werden wie bisher, von der Praça Antonio Prado bis an den Largo Paysandú niedergerissen sein. Die Grundbesitzer in dieser Straße wollten sich beeilen, an Stelle der alten, neue Häuser herzustellen und aus dem einfachen Grunde, weil die neuen Gebäude in der gedachten Gegend sofort Präbendenten finden werden. Der Handel findet in dem eigentlichen Zentrum, in dem „Dreieck“ keinen Platz mehr; die Expansionskraft des Handels ist für die innere Stadt zu groß geworden und da ist es das Nächstliegende, daß ein Teil des Handels sich nach der Rua São João und nach der Rua Sta. Efigenia verzieht. Das denken die Kaufleute und deshalb warten sie mit Ungeduld auf die Fertigstellung der neuen Häuser, die, und mögen sie noch so geräumig sein, sofort Mieter finden werden.

Ein Wüstling. Der in Tatuapé wohnhafte Arbeiter Angelo Anastacio erstattete gegen einen Neger Anzeige, der seine dreizehnjährige Tochter vergewaltigt hat. Das Kind wurde ärztlich untersucht und erwies sich die Anzeige als begründet. Der beschuldigte Neger konnte noch nicht gefunden werden. Anastacio kennt auch nicht seinen Namen.

Eine Lebensüberdrüssige, die vierzehnjährige Miettes Bueno, wollte gestern dieses Jammertal verlassen. Diese beste aller Welten kam ihr so öde und liebeleer vor, daß sie es nicht mehr über sich bringen konnte, die mit so vielen Lastern und so wenigen Tugenden ausgestattete Menschheit durch ihre Anwesenheit noch weiter zu beehren. Sie griff zu einer Flasche und trank — und trank, bis das Glas ihren Händen entglitt und auf den Boden fiel. Und bald stellte sich auch die Wirkung ein — die Wirkung, die sich nach jedem allzureichlichen Schnapsgenuß einzustellen pflegt. Die schöne Miettes hatte anstatt Creolin oder Lysol eine verhältnismäßig unschuldige Caninha d'O erwischt und aus der Vergiftung wurde daher nichts; der angetrunkene Rausch war aber derart, daß der Arzt gerufen werden

mußte. Wir garantieren, daß Fräulein Miettes heute die Welt noch häßlicher vorkommt als gestern denn aus dem irdischen Jammertal ist ein Katzenjammerthal geworden.

Zauberer und Hexen. Ganz unerwartet ist die Polizei gegen die Kartenschläger, Zauberer, Zukunftsdeuter und Glücksagenten eingeschritten. Der Delegado Dr. Cantinho Filho hat in aller Stille Erkundigungen eingezogen und als er eine Reihe von diesen „Künstlern“ entdeckt hatte, schritt er ein und verhaftete sie alle. Diese Herrschaften, die anderen die Zukunft erklären, die den Tag des Weltunterganges mit derselben Bestimmtheit voraussagen wie den Tag einer Hochzeit, hatten keine Ahnung davon gehabt, daß die Polizei ihr Augenmerk auf sie gerichtet hatte und daß für sie hinter den schwedischen Gardinen ein Plätzchen frei gehalten wurde. Die Verhaftung hat sie überrascht und ebenso überrascht war auch die Kundschaft der Magier. Die engbrüstigen Dämchen unbestimmten Alters, die sich bei den Zauberern Rat und Tränklein holten, und die Mitgiftjäger, die durch die Magie sich eine reiche Frau verschaffen wollten, sind jetzt sehr aufgeregert und sprechen von „Gewalttätigkeit“ der Polizei. Es gibt Leute im aufgeklärten São Paulo, die der Ansicht sind, daß der Zauberschwindel auch zum Kultus gehöre und sprechen jetzt davon, daß die Polizei bei ihrem Vorgehen den Paragraphen betreffend die Kultusfreiheit außer acht gelassen habe. Es gibt doch sonderbare Heilige!

Paulistaner Agronomen in Europa. Vor einigen Wochen reisten fünf Ex-Zöglinge der landwirtschaftlichen Schule in Piracicaba, die sich im vorigen Jahre besonders ausgezeichnet hatten, auf Kosten der Staatsregierung nach Europa, um auf dortigen Schulen weiter zu studieren. Sie wurden dabei der Führung des Herrn Friedrich Schuhmacher vom Ackerbauskretariat anvertraut. Wie jetzt aus Brüssel gemeldet wird, sind diese fünf jungen Leute alle schon in den landwirtschaftlichen Schulen in Malle und Gembloux, Belgien, untergebracht. Herr Schuhmacher wird bei seiner Rückkehr eine größere Anzahl Rassetiere für die staatlichen Züchtereien mitbringen.

Ueberfall. Am Ende der Avenida Agua Branca, nicht weit von Lapa, existiert ein allen Nachtbummlern bekanntes Lokal „Recreio Sportivo“, Am Tage und vor Mitternacht hat dieses Lokal eine sehr kleine Kundschaft; in den ersten Morgenstunden ist es aber in der Regel überfüllt, und da die Gäste sich aus solchen Herrschaften zusammensetzen, die in der Stadt schon „einen gehoben“ haben, so ist es nicht zu verwundern, daß bei in dem „Recreio Sportivo“ dann und wann zu einer kleinen Auseinandersetzung kommt. Bisher hatte sich in der Wirtschaft eigentlich noch nichts schlimmes ereignet, denn man war über Ohrfeigen und Nasenstiechern nicht hinausgekommen. Am Dienstag morgen wurde es gefährlicher. Der Delegado wurde dringend gerufen, und als dieser auf der Bildfläche erschien, fand er eine kolossale Verwüstung. Tische waren zertrümmert, Fenster eingeschlagen, Gläser und Flaschen in Scherben verwandelt — alles war demoliert, was nicht gerade niet- und nagelfest war. Die Gäste waren verschwunden und diese waren nach der Aussage des Lokalbesitzers, Henrique Marazzi, auch nicht schuld an der Verwüstung. Alles sei sehr vernügt gewesen, als plötzlich ein gewisser Domingos Vasquez mit zwei anderen bewaffneten Individuen durch die Hintertür eingedrungen sei und ohne weiteres die ganze Gesellschaft angegriffen habe. Bei dem dadurch provozierten Konflikt habe er, Marazzi, 900\$000 verloren, die er in einer Hosentasche getragen habe. — Der Delegado mußte unverrichteter

Sache wieder zurückkehren, denn Vasquez war samt seinen Spiessgesellen, die Marazzi angeblich nicht gekannt hat, verschwunden. — Die Geschichte klingt etwas unglaublich. Die Gäste waren alle mit Automobilen vorgefahren und so befanden sich doch einige Chauffeure in der Nähe, die in der Regel bewaffnet zu sein pflegen. Wie kam es nun, daß diese Leute, die doch sonst nicht von Pappa sind, nicht eingriffen und die Flucht der Unruhestifter verhinderten?

Muni zipaleinnahmen. Die Eigentumsübertragungssteuer hat 1912 der Stadt São Paulo ... 4.810:456\$782 eingetragen oder um 166:994\$593 mehr als 1911. In den letzten fünf Jahren hat diese Steuer folgende Erträge abgeworfen:

1908	1.222:305\$685
1909	1.219:124\$800
1910	1.632:767\$811
1911	4.643:462\$189
1912	4.810:456\$782

Dieser Steuerertrag war, wie man sieht, in den Jahren 1908—10 nur geringen Schwankungen unterworfen; im Jahre 1911 verdreifachte er sich aber beinahe, um im darauf folgenden Jahre noch größer zu werden. Dieses erklärt sich infolge des großen Goldzuflusses stark zugenommene Kauf- und Verkaufslust, die aber jetzt aus einem schon wiederholt von uns erwähntem Grunde nachzulassen scheint, so daß die Steuer im laufenden Jahre einen geringeren Ertrag abwerfen dürfte.

Der Wert des im Jahre 1912 verkauften Eigentums betrug 106.222:502\$907. In den einzelnen Monaten des Jahres wurden folgende Verkäufe abgeschlossen:

Januar	24.561:320\$549
Februar	8.042:887\$430
März	10.744:737\$735
April	7.171:811\$339
Mai	8.171:604\$666
Juni	6.293:613\$430
Juli	6.503:170\$210
August	5.901:875\$958
September	6.394:449\$451
Oktober	4.600:062\$440
November	6.055:360\$049
Dezember	11.781:609\$650

106.222:502\$607

Die Steuerträge waren dementsprechend die folgenden:

Januar	782:023\$108
Februar	398:226\$332
März	502:459\$850
April	397:832\$833
Mai	376:151\$190
Juni	306:828\$991
Juli	350:856\$810
August	314:929\$680
September	323:714\$462
Oktober	263:306\$617
November	316:991\$656
Dezember	477:135\$253

4.810:456\$782

Ein wertvolles Geschenk. Das Staatsmuseum Ypiranga erhielt von Herrn Hauptmann Henrique Silva eine wertvolle Sammlung von zum Teil neuen Vespiden-Arten, welche der gelehrte Militär im Staate Goyaz angelegt hatte. Dieses Geschenk erfolgte zur denkbar günstigsten Zeit; das Museum hat nämlich gerade eine Arbeit über diesen Gegenstand unter der Presse, so daß diese neuesten Entdeckungen unmittelbar mit verwertet werden können. Herr Silva stellte bei dieser Gelegenheit dem

Museum auch eine Kollektion von 75 Fisch-Arten in Aussicht, die großenteils noch der Bestimmung harren. Eine neue Art davon trägt den Namen des trefflichen Hauptmannes als Anerkennung für seine wissenschaftliche Sammlerarbeit.

Eine Ueberraschung erlebte am Sonntagabend der in der Rua da Mooca wohnhafte ambulante Verkäufer Victorio Bastiani. Er kam um etwa 9 Uhr nach Hause und begab sich sofort zu Bett. Wie groß war aber nicht sein Schreck, als er in dem Bett schon einen Schläfer fand. In dem Usurpator der Lagerstätte erkannte Victorio, nachdem er das Licht angesteckt, einen seiner Vetter. Jetzt schien ihm die Sache nicht mehr gefährlich zu sein und Victorio klopfte dem Schlafenden leicht auf die Schulter, um ihn zu wecken. Der Vetter schlug auch sofort die Augen auf. Wenn Victorio aber erwartet hatte, daß er sich entschuldigen würde, hatte er sich gewaltig geirrt. Der Vetter zeigte sich beleidigt, und als Victorio darauf bestand, daß er das Bett räumen müsse, zog er einen Revolver aus der Tasehe und gab auf seinen Verwandten einen Schuß ab, der diesen am Arm leicht verletzte. Victorio mußte sich auf der Polizei verbinden lassen. Sein gewalttätiger Vetter, Francisco Bastiani, ergriff die Flucht.

Schwerer Unglücksfall. Die Unvorsichtigkeit beim Abspringen von einem Straßenbahnwagen hat wieder ein schweres Unglück verursacht. Gestern morgen sprang in der Rua da Mooca der Arbeiter Giuseppe Paulitti, ein Mann von 52 Jahren, so unglücklich von einem Bond, daß er auf die Schienen fiel und der Anhängewagen ihm einen Fuß zermalmte. Der arme Mann war erst am Tage vorher von Amparo nach der Stadt gekommen, um hier einige Geschäfte zu verrichten.

Von der Polizei. Seit einiger Zeit ist der Straßendienst etwas mangelhaft. Es gibt offenbar zu wenig Polizisten, um den Dienst richtig zu versehen. Dieser Mißstand ist darauf zurückzuführen, weil der Justizsekretär, von der Ausbildung der Polizisten nicht ganz befriedigt, sich entschlossen hat, den Leuten eine bessere militärische Instruktion erteilen zu lassen. Einmal mußte die Lücke ausgefüllt werden und der Justizsekretär hat diese verhältnismäßig ruhige Zeit gewählt, um die Polizisten zur Instruktion heranzuziehen. Diese Instruktion wird bald zu Ende sein, und dann wird, wie das Justizsekretariat mitteilen läßt, wieder eine genügende Anzahl Polizisten den Dienst versehen können. Von jetzt ab werden nur noch ausgebildete Leute in den Dienst gestellt werden, und es wird jedenfalls leichter sein, den neu einstellenden Leuten, die die entstandenen Lücken auszufüllen haben, die Instruktion zu vermitteln, als der ganzen Bürgergarde, die sich aus mangelhaft ausgebildeten Leuten zusammensetzte, auf einmal die Instruktion zuteilwerden zu lassen. Zu der erfreulichen Mitteilung des Herrn Justizsekretärs, daß der Polizeidienst in wenigen Tagen oder Wochen auf den möglichen Stand der Vollkommenheit gebracht sein wird, möchten wir den Wunsch äußern, die Polizisten würden den Benzinhelden, die mit ihren Autos São Paulo zu einem gefährlichen Pflaster machen, einmal den Standpunkt so gründlich klar machen, daß ihnen für alle Zeiten die Lust vergeht, das Leben der Mitmenschen ihrer Rennmanie zu opfern.

Abwanderung italienischer Kolonisten. Nach der Beendigung des Kolonistenstreikes auf den verschiedenen Fazendas im Munizip Ribeirão Preto haben mehrere italienische Familien ihren bisherigen Arbeitgeber verlassen und sind über São Paulo nach Europa zurückgekehrt. Es waren ca. 130 Personen, die so den Rückweg nach der alten

Heimat antraten. Diese plötzliche Abwanderung von Arbeitern, deren Kontrakt noch nicht abgelaufen war, hätte so wie so einen unliebsamen Eindruck gemacht, noch fataler wurde die Sache aber dadurch, daß die Leute auf Kosten der italienischen Regierung zurückkehrten. Man kann sich leicht vorstellen, welchen prachtvollen Agitationsstoff die Tatsache, daß die italienische Regierung eine so große Anzahl Menschen auf ihre Kosten repatriiert hat, bilden und wie dieser Stoff von den Brasilien feindlich gesinnten Preßorganen ausgebeutet werden wird. Ueber diese Abwanderung wurde begreiflicherweise in den interessierten Kreisen viel diskutiert und ebenso begreiflich war, daß die Ansichten über die Ursachen der Abwanderung und ihren möglichen Folgen weit auseinandergingen. Es gibt leider hier noch Leute, und zwar am häufigsten unter den besitzenden Klassen, die sich immer und ewig auf den Standpunkt stellen „wir können es!“ Diese Leute betrachteten die Abwanderung als eine Bagatelle, über die man weder viel sprechen noch viel nachdenken sollte. Wem es hier nicht gefällt, der soll gehen — „wir können“ ja wieder andere Kolonisten einführen; kommen aus Italien keine Einwanderer mehr, so „können wir“ aus anderen Ländern die nötigen Arbeitskräfte erhalten und im schlimmsten Falle „können wir“ uns mit chinesischen Kulis behelfen. Andere Leute dachten anders, und unter diesen befand sich auch Herr Jorge Mello, einer der tüchtigsten landwirtschaftlichen Schriftsteller unseres Staates und jedenfalls der beste Verteidiger der Fazendeiros. Dieser Herr vertrat in einigen Artikeln die Ansicht, daß das „wir können“ auch einmal sein Ende habe und daß es an einer gewissen Grenze heiße: „wir können nicht mehr.“ Bei dem Ausgang des Streikes in Ribeirão Preto handele es sich nicht mehr darum, festzustellen, war der Sieger und wer der Besiegte sei, sondern um die Aufrollung einer überaus komplizierten Frage, die man dann am allerwenigsten lösen könne, wenn die Klasse der Fazendeiros sich darauf versteife, die persönlichen Interessen über die Interessen der Allgemeinheit stellen zu dürfen. In einem speziellen Falle habe man den Konflikt dadurch beilegen können, daß eine Anzahl Kolonisten von dannen ging, das dürfe man aber nicht als die natürliche Lösung der Frage betrachten, denn São Paulo bedürfe der arbeitenden Arme und könne es nicht dulden, daß die Arbeiter wegziehen. Ein Teil der Fazendeiros sehe alles durch das Prisma des persönlichen Interesses an; er säe den Wind, und dafür werde die Allgemeinheit den Sturm ernten müssen. — Herr Jorge Mello beschuldigte also die Fazendeiros einer unvernünftigen Politik und machte sie für die Heraufbeschwörung einer Krisis verantwortlich. Andere Herren erblickten wieder die Schuldigen oder die Verantwortlichen bei der Staatsregierung und sagten ziemlich unverblümt, daß die Regierung ihre Aufgabe nicht richtig erfülle, denn sie dürfe es nicht dulden, daß die Kolonisten abwandern und dazu noch auf Kosten einer fremden, dem Staate São Paulo keineswegs wohlgesinnten Regierung. Wir dachten nach, worin denn die Schuld der paulistauer Staatsregierung bestehen könnte und entdeckten sie nicht, denn die Regierung hatte sich bei dem Streik so verhalten, wie eine Regierung sich einer solchen Frage gegenüber verhalten kann und muß: sie hatte durch ihre Organe die Rolle des Vermittlers übernommen, und wenn diese Vermittlung nicht zu einem vollen Resultat führte, so war nicht der Vermittler, sondern die Härte gewisser Schädel daran schuld. — Die herbe, an der Regierung geübte Kritik veranlaßte das offiziöse Organ „Correio Paulistano“ zu der Sache Stellung zu nehmen und fest-

zustellen, daß die Regierung alles getan habe, um eine befriedigende Lösung herbeizuführen. Sie habe sich auf das redlichste bemüht, die Kolonisten mit den Fazendeiros zu versöhnen; mehr habe sie nicht tun können. Nach der Beendigung des Streikes habe der italienische Generalkonsul in São Paulo die Regierung bitten wollen, einer Anzahl Kolonisten in der Einwandererherberge Unterkunft zu gewähren. Diese Kolonisten kämen aus Ribeirão Preto, seien Streiker gewesen und könnten auf den Fazendas, wo sie bisher gearbeitet hätten, nicht mehr bleiben, sie seien aber entschlossen bei anderen Fazendeiros Arbeit anzunehmen. Würde diesen Leuten in der Einwandererherberge nicht Platz gegeben, dann sehe er, der Generalkonsul, sich veranlaßt, sie nach Italien zu schicken. Von dieser Absicht des Generalkonsuls habe die Regierung aus der „Fanfulla“ erfahren, die Bitte sei ihr aber nicht vorgelegt worden; sie habe im Gegenteil aus demselben italienischen Blatte am nächsten Tage Kenntnis erhalten, daß die Kolonisten bereits nach Italien abgeschickt worden seien. Unter diesen Umständen habe die Regierung nur die Einschiffung der Kolonisten verbieten können; jeder Mensch wisse aber, daß eine solche Maßnahme absolut nicht möglich sei. — So ist die Darstellung des offiziellen Regierungsorgans und wir glauben, daß sie die strikteste Wahrheit enthält. Man erwartet hier alles von der Regierung und macht sie für alles verantwortlich. Bläst einem Fazendeiro der Wind den Zaum um, dann ist die Regierung darauf schuld, erkrankt ihm ein Schwein, dann macht er den Bürgermeister dafür verantwortlich; hält ihm die Frau eine Gardinenpredigt oder fliegt ihm ein Pantoffel an den Kopf, so beklagt er sich über die Gesetzgeber, ohne zu fragen, ob er denn nicht selber an seinem Pech schuld war. Diese Fazendeiros werden auch lernen müssen, daß die Regierung nicht für sie allein da ist und ihretwegen nicht das Unmögliche möglich machen kann. — Andere wissen das schon längst und richten sich danach.

Straßenbahn nach Santo Amaro. Die Eröffnung der Straßenbahnlinie nach Santo Amaro wird höchstwahrscheinlich am 6. Juli erfolgen. An demselben Tage hofft man auch die elektrische Beleuchtungsanlage in der genannten Stadt dem Gebrauch übergeben zu können.

Handelswoche. Der Santos-Markt öffnete mit derselben ruhigen Tendenz, mit der er am Sonnabend vorher geschlossen hatte. Die Verkäufe wurden auf der Basis von 6\$300 für Typ 6 abgeschlossen. Am Mittwoch war der Markt paralysiert. Am Donnerstag war die Marktlage wieder ruhig, aber der Preis sank um 100 Reis für jeden Typ.

Im Laufe der Woche wurden verkauft 20.440 Sack gegen 63.621 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 3.406 Sack. Der Tag der stärksten Verkäufe war der Freitag mit 4.678 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Montag mit 3.123 Sack. Zuführt wurden dem Markt 40.438 Sack gegen 24.359 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren betrug 6.739 Sack. Der Tag der stärksten Zufuhr war der Mittwoch mit 8.543 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Dienstag mit 4.758 Sack.

Seit dem 1. Juli betragen die Verkäufe 5.740.114 Sack, die Zufuhren 8.228.858 und die Verladungen 8.313.148 Sack.

Aviatik. Der Flieger Eduardo Chaves hat seine Absicht, nach Campinas zu fliegen, noch immer nicht ausführen können. Am vorigen Sonntag gestattete ihm das Wetter nicht den Flug und gestern spielte ihm der Motor einen Streich. Eduardo kam bis Roceinha, dann versagte plötzlich der Motor und er mußte landen, was ihm auch glücklicherweise ohne

jeden Zwischenfall gelang. Im Hyppodrom von Campinas hatte sich ein großes Publikum eingefunden, das mit Spannung den Flieger erwartete, aber die Leute mußten wieder einmal enttäuscht nach Hause gehen. Eduardo Chaves hat den Apparat in Roceinha gelassen und ist mit dem letzten Zuge nach São Paulo zurückgekehrt.

Kaffee-Erträge 1912 und 1913. Die Voraussetzungen der Sachverständigen, die für die neue Ernte einen schlechten Gewichtsertrag an Kaffee voraussagten, bewahrheiten sich schon jetzt. Der Finanzsekretär des Staates São Paulo, Dr. Joaquim Miguel Siqueira, erhielt von einem der bedeutendsten Pflanzler des Staates die telegraphische Mitteilung, daß bei der vorjährigen Ernte je 100 Liter getrockneter Kaffeeirschen 21 bis 23 Kilo Kaffeebohnen ergaben, je nach der Lage, daß aber bei der diesjährigen Ernte nur 17 bis 18 Kilo Bohnen erzielt werden. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die diesjährige Ernte geringer ausfallen wird, als sie geschätzt wurde. Den Pflanzern, Brasilien und den Hausspekulanten kann das nur recht sein!

Ertrunken. Am Sonnabend ertrank ein in der Rua Anna Nery wohhaftes achtjähriges Mädchen namens Miquelina Fantocia. Das Kind fiel in einen dort vorbeifließenden Bach.

Städtisches. Laut einer jüngst veröffentlichten Statistik zahlten in São Paulo im Jahre 1912 39.697 Häuser Gebäudesteuer oder um 3.569 Häuser mehr als im Jahre 1911. — Diese 39.697 Häuser verteilen sich auf die einzelnen Stadtbezirke wie folgt: Sé 1.267, Santa Ephigenia 6.478, Consolação 6.304, Braz 9.047, Santa Cecilia 6.443, Liberdade 4.497, Belemzinho 2.329, Villa Marianna 1.759, Cambucy 775, Sant' Anna 737 und Penha 361. — Von diesen 39.697 Häusern waren 29.542 nur mit Erdgeschoß, 7.134 mit Hochparterre, 2.859 mit einem Stockwerk und 162 mit mehr Stockwerken. — Wasserleitung besaßen 31.880 — 6.942 Häuser hatten keinen Anschluß an die Leitung. — Nach dem Mietwert verteilte sich die Häuser in folgender Weise: 14.380 zu 120\$—600\$; 12.607 zu 601\$—1:200\$; 10.438 zu 1:201\$—3:600\$ und 1.174 mehr als 6:000\$; 616 Häuser waren am Ende des Jahres noch nicht vermietbar. — Der Mietwert der 39.697 Häuser figuriert mit 59.605:716\$000 und verteilt sich diese Summe auf die einzelnen Stadtbezirke wie folgt:

Sé	11.491:310\$000
Santa Ephigenia	10.144:574\$000
Consolação	10.161:456\$000
Braz	9.819:240\$000
Santa Cecilia	7.886:370\$000
Liberdade	6.495:360\$000
Belemzinho	1.194:840\$000
Villa Marianna	1.426:716\$000
Cambucy	428:930\$000
Sant' Anna	401:580\$000
Penha	155:340\$000

Die Gebäudesteuer und die Wassertaxe brachten dem Munizip 3.219:147\$706 ein oder um 326:453\$364 mehr als im vorherigen Jahre. Die einzelnen Stadtviertel beteiligten sich an dieser Steuer folgendermaßen:

Sé	761:719\$700
Santa Ephigenia	688:841\$938
Consolação	646:417\$120
Braz	655:974\$800
Santa Cecilia	497:480\$700
Liberdade	430:762\$760
Belemzinho	71:836\$800
Villa Marianna	53:007\$480
Cambucy	28:645\$100
Sant' Anna	18:592\$200
Penha	4:570\$200

In den letzten fünf Jahren ist die Zahl der Häuser um 10.700 gewachsen. Besteuert waren in den einzelnen Jahren folgende Häuser:

1908	28.996
1909	30.997
1910	32.914
1911	36.128
1912	39.697

In den Jahren wuchs auch natürlich der Ertrag der Gebäudesteuer ganz erheblich. Die Liste bietet folgendes Bild:

1908	1.967:892\$168
1909	2.019:358\$352
1910	2.165:984\$876
1911	2.897:984\$160
1912	3.219:147\$706

Die obige Aufstellung legt schon ein Zeugnis ab von der überaus regen Bautätigkeit in São Paulo; man muß sich aber noch daran erinnern, daß sehr viele Häuser niedergerissen wurden und daß daher die Zahl 3.569 nicht alle neuen Häuser, sondern nur den Ueberschuß angibt — die Zahl aller neuen Häuser beträgt annähernd das Doppelte; denn obwohl viele neue Häuser dort erbaut werden, wo früher keine standen, so muß man berücksichtigen, daß ein neues Haus nicht selten einen Platz einnimmt, auf dem sich früher drei, vier und fünf kleinere Gebäude befanden.

Mord. Am Mittwoch nachmittag erschöß der Milchhändler Francisco Tossi seinen in der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio Nr. 666 wohnhaften Kollegen Antonio Rizzunto. Dem Mord, der im Hause des Opfers ausgeführt wurde, ging ein von dem Mörder herbeigeführter Wortwechsel voraus. Der Mörder ist flüchtig.

Kapitalsteuer. Die Steuer auf das in Privataneihen angelegte Kapital brachte im vergangenen Jahre der Stadt São Paulo 345:936\$107 ein. Die Zahl der Steuerzahler war 10.570 gegen 10.012 im Jahre 1911. In den letzten fünf Jahren brachte diese Steuer der Stadt folgende Beträge ein:

1908	154:173\$377
1909	179:244\$744
1910	181:206\$652
1911	340:725\$221
1912	345:936\$107

Die Steuer auf das im Handel angelegte Kapital brachte im Jahre 1912 320:052\$884; lanziert war eine Steuersumme von 389:050\$510, so daß noch 68:846\$826 einzuziehen sind. Die Zahl der Steuerzahler stieg im verflossenen Jahre von 5.256 auf 5.565. Das ganze im Handel angelegte realisierte Kapital bezifferte sich auf 77.810:102\$000. In den letzten fünf Jahren brachte diese Steuer der Stadt nachstehende Summen ein:

1908	248:995\$427
1909	248:382\$015
1910	245:762\$038
1911	281:235\$681
1912	320:052\$884

Die Steuer auf das Kapital der Aktiengesellschaften brachten im gleichen Zeitraum den Betrag von 689:325\$374 ein und die Zahl der zur Steuerzahlung herangezogenen Gesellschaften stieg in dem Jahre von 185 auf 351, also ist das Jahr 1912 sehr reich an neuen Gesellschaftsgründungen gewesen. Das in den Aktiengesellschaften angelegte Kapital wird mit 547.755:305\$000 angegeben. Diese Steuer ergab in den letzten 5 Jahren folgende Einnahmen.

1908	396:516\$104
1909	422:290\$491
1910	448:642\$954
1911	500:915\$376
1912	689:325\$374

Die Steuer auf das in industriellen Unternehmungen angelegte Kapital ergab im Jahre 1912 einen Ertrag von 65:866\$373 und die Zahl der Beitragenden stieg von 1.471 auf 1.600. Das in Industrien angelegte Kapital betrug 28.775:455\$700. In den letzten fünf Jahren brachte diese Steuer der Stadtkasse folgende Erträge ein:

1908	51:750\$650
1909	50:622\$650
1910	51:698\$269
1911	63:148\$915
1912	65:866\$373

Der Kapitalismus führt an die Kommunalkasse ganz nette Beträge ab und aus den obigen Zusammenstellungen ist ersichtlich, daß die Einnahmen der Stadt São Paulo von Jahr zu Jahr größer werden.

Companhia Paulista. Diese Eisenbahngesellschaft hat nach dem Bericht ihres Direktoriums in dem letzten Geschäftsjahr 30.957:439\$000 eingenommen. Dieser Einnahme steht eine Ausgabe von 14.364:717\$000 gegenüber, so daß der Reingewinn 16.592:722\$000 beträgt, zählt man zu diesem Saldo das des vorherigen Jahres, so ergibt sich die nette Summe von 21.196:232\$000. Die Gesellschaft wird 9.600:000\$000 an Dividenden verteilen, was 12 Prozent entspricht. Für die Verzinsung und Amortisation der äußeren Schulden werden 2.491:000\$000 verwendet; 5.897:000\$000 werden für Neubauten bestimmt, 200:000\$000 werden dem Reservefonds zugeschrieben und auf neue Rechnung werden 2.666:000\$000 übertragen. — Die einzelnen Einnahmeposten der Eisenbahngesellschaft waren im Jahre 1912 die folgenden:

Passagiere	5.071:620\$880
Sonderzüge	27:941\$700
Eilsendungen, Bagage etc.	1.191:840\$400
Tierbeförderung mit Passagierzügen	81:578\$436
Telegramme	364:583\$815
Frachten	22.798:733\$750
Tierbeförderungs mit Frachtzügen	532:051\$470
Lagergebühren	52:521\$900
Steuerkommission	20:643\$736
Vermietung der Stationen	43:300\$000
Verschiedene Einnahmen, Ein- und Ansladen, Restaurant, Strafgelder etc.	89:464\$800
Miete für das Zentralbureau und die privilegierte Straße	3:000\$000
Miete für ein Grundstück	500\$000
Verschiedene Gebühren	7:859\$600
Zinsen und Kommissionen	376:385\$800

Total 30.957:439:941

Ausgaben	
Administration	469:527\$980
Konservierung der Linien	2.749:020\$877
Lokomotion	6.538:987\$817
Verkehr	3.011:052\$257
Telegraph und Elektrizität	506:677\$783
Werkzeuge und Bedarfsartikel	164:511\$234
Saldo der Wagenmiete	37:903\$690
Zentralbuchhaltung	81:714\$180
Wasser, Anzeigen, Stempelmarten,	
Umladung etc.	103:137\$979
Zentralbureau	272:352\$688
Allgemeine Ausgaben	49:759\$348
Forstdienst	130:702\$640
Kapitalsteuer	176:000\$000
Bundesfiskalisation	23:030\$190
Zinsen und Kommissionen	38:115\$385

Saldo 16.592:722\$103

Wann wird die Zentralbahn so günstige Abrechnungen vorlegen können?



Abwanderung italienischer Kolonisten. Die Haltung des italienischen Konsuls in São Paulo in den Sachen der streikenden Kolonisten wird viel und abfällig kommentiert. Am schärfsten geht das „Jornal do Commercio“ mit ihm ins Gericht, das das Ministerium des Aeußern auf sein Treiben aufmerksam macht und gerade herraussagt, daß er auch die elementarsten Regeln der diplomatischen Höflichkeit verletzt habe. Nach dem, was das offiziöse Organ der paulistaner Staatsregierung über eine Haltung mitgeteilt hat, kann man diese auch beim besten Willen nicht mehr korrekt nennen. Wenn er den „Fanfulla“ autorisiert hatte, zu erklären, daß er die Staatsregierung darum bitten werde, den aus Ribeirão Preto kommenden Kolonisten in der Einwandererherberge Aufnahme zu gewähren, dann hätte er das auch tun, und nicht die Leute ohne weiteres auf Kosten seiner Regierung nach Italien schicken sollen. Es ist ja möglich, daß die Kolonisten den Entschluß gefaßt hatten auf keinen Fall in Brasilien zu bleiben. Dann konnte der Konsul wohl nichts anderes tun, als sie nach Hause zu schicken, aber er mußte in diesem Fall die Staatsregierung dann verständigen, daß er um die Aufnahme der Kolonisten in der Einwandererherberge nicht mehr nachsuchen müsse, da sie sich zur Abwanderung entschlossen hatten. Der Konsul tat nichts dergleichen und besorgte alles unter der Hand, was den Eindruck erweckt, als habe gerade er dahingearbeitet, die 130 Landarbeiter nach Italien zu schicken.

Stadtverschönerung. Die Präfektur hat das Arbeitsdirektorium autorisiert, die Pflasterung der Rua Albuquerque Lins vorzunehmen und zwar der Strecke zwischen der Rua Baroneza de Itú und der Alameda Barros. Für diese Pflasterung wurde gleichzeitig ein Kredit von 30:000\$000 eröffnet. — In der Rua Duque de Caxias sollen die Bürgersteige erweitert werden. Für diese Arbeit sind 14:000\$000 bewilligt.

Eins der beliebtesten Lokale unserer Stadt wird der Stadtverschönerung in aller Kürze zum Opfer fallen. Die Konditorei „Castellões“ wird zur Erweiterung der Rua São João niedergerissen werden.

Einwanderung. Bis jetzt sind seit dem 1. Januar 46 460 Einwanderer in Santos angekommen und dieser Tage werden weitere 248 Ankömmlinge erwartet. Die Einwanderung ist nicht stark genug, um den Bedürfnissen der Landwirtschaft und des städtischen Arbeitsmarktes zu genügen, aber sie ist doch wieder stark genug um darzutun, daß die mit allen Mitteln gegen Brasilien geführte Kampagne nicht die von ihren Leitern beabsichtigte Wirkung hat.

Wehe, wenn sie losgelassen. Nach den letzten schweren Unglücksfällen ist die Polizei entschlossen, den Herren Chauffeuren etwas Verstand beizubringen. Die Benzinkutscher werden jetzt sehr streng kontrolliert, und jeder von ihnen, der von einem Polizisten wegen zu schnellenfahrens aufgeschrieben worden ist, muß auf der Polizei erscheinen. Vielen von ihnen ist die Fahrerlaubnis entzogen worden und müssen sich jetzt diese Herrschaften nach einer anderen Stellung umsehen, denn mit der Fahrerei ist es aus. Wenn die Polizei bei dieser Praxis bleibt, dann kann die gute Folge nicht auf sich warten lassen, wenn sie aber wieder Nachsicht vor Recht gehen läßt, dann werden ihre guten Vorschriften bald wieder außer Kraft gesetzt sein. Wir haben schon wiederholt konstatieren können, daß unsere Polizisten aus purer Wohlerzogenheit sehr oft die Strenge vermissen lassen. Den Chauffeuren gegenüber muß man aber energisch sein, denn es gibt unter ihnen Elemente, die nur durch die äußerste Strenge beherrscht werden können. Zeigt man diesen ein freundliches Gesicht und

versucht man bei ihnen mit einer guten Mahnung, dann ist man schon von vornherein auf dem falschen Wege und der Polizist heimst für seine Milde nur den Spott ein.

Städtisches. Vor einigen Tagen hat das Stenografenamt der Munizipalität bekanntgegeben, daß São Paulo am Ende des Jahres 1912 39 697 besteuerte Häuser besaß. Jetzt hat Herr B. M. de Siqueira die interessante Mitteilung gemacht, daß die Staatshauptstadt in den letzten 27 Jahren um 32 981 Häuser gewachsen ist. Dieser Herr erhielt im Jahre 1885 den Auftrag, die Straßenschilder und zugleich die Hausnummern zu liefern und zur Ausführung dieser Arbeit stellte er fest, daß es damals in São Paulo 6 715 Häuser gab. Aus dieser kurzen Mitteilung ersieht man, wie schnell die Stadt gewachsen ist.

Cantareira-Tramway. Diese Vorstadteisenbahn hat in den ersten drei Monaten dieses Jahres 58:242\$200 eingenommen.

Wieder eine. Eine Küchenfee und eine Hausperle, beide in dem Hause Nr. 114 in der Rua Florenço de Abreu angestellt, liebten einen und denselben Mann schwarzer Hautfarbe, und da er gutes Herz hatte, so liebte er sowohl die eine wie die andere, was natürlich den Anlaß zu fortwährenden Eifersuchtsszenen gab. Schließlich wurde die Geschichte der Küchenfee etwas zu langweilig und sie beschloß, diese schnöde Welt zu verlassen. Sie wollte sich vergiften, vorsichtshalber nahm sie aber eine ungefährliche Menge Kreolin, so daß es der Assistencia keine Mühe kostete, sie außer Lebensgefahr zu setzen. Ob wohl der Schwarze sein Herz der Holden, die übrigens derselben Hautfarbe ist, allein zuwenden wird?

Neue Strafanstalt. Zur Deckung der Baukosten der neuen Strafanstalt wurde vom Ackerbausekretariat ein Kredit von 2000 Contos eröffnet.

Verhafteter Defraudant. Hier wurde ein gewisser Antonio Carvalho Matta verhaftet, der in Rio de Janeiro bei einer Firma, bei der er angestellt gewesen, 10:000\$000 unterschlagen hat. Er wurde unter Bedeckung nach der Bundeshauptstadt zurücktransportiert.

Italien und die Einwanderungsländer. Die seit einer Reihe von Jahren in Italien bemerkliche Tendenz, die Auswanderung zu erschweren, eine Tendenz, die sich unter der Parole „Auswandererfürsorge“ verbirgt, hat sich seit dem Tripolis-kriege nur noch verschärft. Denn die italienische Regierung möchte nun vor allem jene neuborebenen Gebiete besiedeln, in der nicht unwichtigen Voraussetzung, daß die Kolonisten in Lybien in engerem Zusammenhange mit dem Mutterlande bleiben werden. Es zeigt sich nämlich in den außereuropäischen Ländern, nach denen die Italiener auszuwandern pflegen, daß die Einwanderer nicht mehr so unbedingt nach dem „bello paese“ zurückzukehren pflegen, wie es früher der Fall war. Mehr und mehr nimmt die Zahl der Italiener zu, die Grundeigentum in Stadt und Land erwerben, die in Familien des Landes oder in die Familien von Einwanderern anderer Nationalität einheiraten und so allmählich mit dem Lande verschmelzen, in dem sie nur vorübergehenden Aufenthalt zu nehmen gedachten. Das ist den Italianissimi unerträglich, weshalb sie ihre Regierung zu immer schärferen Maßnahmen antreiben. Auch gewisse wirtschaftliche Interessentengruppen, denen an der Erhaltung zahlreicher und billiger Arbeitskräfte im Lande liegt, wirken in derselben Richtung. Wie weit die „Fürsorge“ geht, das hat soeben erst der Staat São Paulo erfahren, wo das italienische Konsulat in dem Streik der Kolonisten von Ribeirão Preto für die vertragsbrüchigen Leute in einer allen diplomatischen Gepflogen-

heiten widersprechenden Weise Partei nahm und durch die Drohung mit der Repatriierung der Kontraktbrecher die in der Ernte befindlichen Fazendeiros zum Nachgeben zu zwingen suchte. Kaum ist dieser Schritt geschehen, der von der überwältigenden Mehrheit der in São Paulo ansässigen Italiener verurteilt wird und aus Geschäftsrücksichten verurteilt werden muß, so kommt aus Rom eine andere Nachricht, die nur Kopfschütteln hervorrufen kann. Erst dieser Tage waren wir genötigt, uns mit dem italienischen Auswanderungsamt zu befassen, das sich nicht scheute, die Lüge vom Tode von 16.000 Arbeitern bei der Madeira-Mamoré-Bahn in die Welt zu setzen, um auf diese Weise Brasilien in Mißkredit bei den Auswanderern zu bringen. Jetzt hat dasselbe Amt die Forderung aufgestellt, die Regierung Italiens solle den Konsulaten in allen Zentren der italienischen Auswanderung Auswanderungsattachés begeben, die sich speziell den Interessen der Auswanderer widmen und ihnen wider die Arbeitgeber und die Landesbehörden beistehen sollen. Das Einwanderungsamt will es also dahin bringen, daß die Italiener einen Staat im Staate bilden, will den Einwanderungsländern so eine Art „commissari regi“ auf den Hals setzen, wie es den Schiffahrtsgesellschaften bereits getan hat. Die Frage ist nur, ob die Einwanderungsländer sich das ebenso gefallen lassen werden, wie es die Schiffahrtsgesellschaften sich aus wirtschaftlichen Rücksichten gefallen lassen mußten. Denn den von italienischen Häfen ausgehenden oder solche Häfen anlauenden Schiffahrtsgesellschaften vermag Italien Gesetze zu diktieren, nicht aber souveränen Ländern. Ein Hauptauswanderungsland der Italiener wird diese Bevormundung ganz gewiß ablehnen, und das sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Yankees sind an und für sich nicht geneigt, sich von anderen Ländern bevormunden zu lassen, und obendrein stehen sie auf dem Standpunkt, daß gegenwärtig mehr Einwanderer nach den Staaten kommen, als im Interesse der Bewohner des Landes liegt. Sie werden also die neuen Attachés nach Hause zurücksenden oder ihnen wenigstens jede Einmischung in innere Angelegenheiten unmöglich machen. Werden die Republiken Südamerikas dem Beispiel von Norden folgen? Wir fürchten, daß man bei uns kleimütig genug sein wird, die nationale Würde dem scheinbaren Wirtschaftsinteresse zu opfern. Nur um ein scheinbares Interesse handelt es sich nämlich, und wenn wir auch der Ansicht sind, daß die nationale Würde auch wirklichen Wirtschaftsinteressen niemals zum Opfer gebracht werden dürfte, so wollen wir diesen Umstand doch besonders hervorheben. Lehnen Brasilien und Argentinien die italienischen Auswanderungsattachés ebenfalls ab, so wird Italien voraussichtlich die Auswanderung nach den südamerikanischen Republiken verbieten. Dieses Verbot wird aber keine sehr große Wirkung haben, denn es läßt sich leicht umgehen, indem die Auswanderer sich in Triest oder Malta oder Marseille einschiffen. Die Vereinigten Staaten haben die Einwanderung der Italiener schon lange sehr erschwert und sie würden, falls der Vorschlag des italienischen Auswanderungsamtes Gesetz würde, nicht zögern, noch weitere Erschwerungen eintreten zu lassen, die einem Verbote fast gleichkämen (Analphabetismus und dergleichen). Die Italiener müssen aber auswandern, weil das Land nicht allen seinen Bewohnern Arbeit bietet, und da Deutschland, die Schweiz und Frankreich nur einen gewissen Prozentsatz als Wanderarbeiter aufzunehmen vermögen, da das Kolonistenleben in Kanada der klimatischen Verschiedenheiten wegen dem hauptsächlich in Frage kommenden Süditaliener nicht zusagt, so bleiben eben

als bedeutende Wanderziele nur Brasilien und Argentinien übrig. Die Italiener müssen uns also kommen! Gegen diesen Zwang der Tatsachen helfen keine Gesetze, das würde sich schon im Verlauf von zwei Jahren erweisen. Und selbst wenn es länger dauern sollte als zwei Jahre, so wäre das Unglück nicht allzu groß. Die Einwanderung aus anderen Ländern ist beständig im Wachsen begriffen, und sollte sie wirklich einmal nicht ausreichen, so mag der Bund und mögen die interessierten Staatsregierungen lieber in ihren Beutel greifen und Süd- und Ostasien zur Aushilfe kommen lassen, als sich den italienischen Forderungen fügen. In Italien bilden sich gewisse Leute ein, daß die Südamerikaner ohne italienische Einwanderung bankerott werden. Die Herrschaften übersehen ganz, daß die Rückwirkung eines Auswanderungsverbotes nach Südamerika für Italien wirtschaftlich viel schlimmere Folgen hätte als für Brasilien und Argentinien. Denn die italienische Volkswirtschaft findet anderwärts keinen Ersatz für die Summen, die ihr aus diesen Ländern zufließen. Wir aber können Ersatz für die Arbeitskräfte aus Italien finden, und zwar billigeren und deshalb weniger anspruchsvollen. Der Vorteil scheint uns deshalb durchaus auf unserer Seite zu sein. Wir erwarten deshalb, daß die Bundesregierung der neuen, unsere nationale Würde verletzenden Forderung nicht nachgibt.

Bundeshauptstadt.

A bonnements. Wir wären unseren **in den** Vororten wohnenden Abonnenten, in deren Wohnung der Cobrador bereits einmal oder auch schon öfters vergeblich vorgesprochen hat, dankbar, wenn sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, die fälligen Abonnementsbeträge in unserer Geschäftsstelle, Rua dos Ourives 91, zu entrichten. Die Geschäftsstelle ist von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr abends geöffnet, und während jener Tagesstunden, während deren die definitive Quittung nicht ausgehändigt werden kann, kann das Abonnement gegen provisorische **Quittung** erlegt werden. Die definitive Quittung folgt dann durch die Post.

Edmundo Bittencourt, der kampfesmutige Redakteur und Herausgeber des „Correio da Manhã“ ist nach Europa abgedampft. Daß dieser Mann den Paukboden verläßt, ist für Ruy Barbosa ein schlimmes Zeichen.

Holländischer Lloyd. Der neue große Passagierdampfer „Gehria“ des Holländischen Lloyd wurde vorgestern glücklich von Stapel gelassen. Er ist das erste Schiff der neuen Serie, die die holländische Reederei für den Südamerikadienst bauen läßt und wurde der Werft von Alexander Stephen & Sons Ltd. in Linthouse (England) in Auftrag gegeben. Das Schiff ist 560 Fuß lang und 66 breit und hat einen Tiefgang von 49 Fuß. Der Tonnengehalt beträgt 14.300 Registertonnen und die Wasserverdrängung 20.700 Tonnen. Die Maschinen entwickeln 11.500 Pferdekkräfte, und die Geschwindigkeit beträgt 17 Knoten in der Stunde, also wesentlich mehr als bei den Dampfern „Hollandia“, „Zeelandia“ und „Frisia“, die gegenwärtig den Dienst versehen. Die „Gehria“ wird ihre erste Reise am 1. Oktober von Amsterdam aus antreten und am 18. Oktober in Rio eintreffen. Den zahlreichen Freunden, die sich der Holländische Lloyd durch die ausgezeichnete Einrichtung und die vorzügliche Verpflegung auf sei-

nen Dampfern erworben hat, wird diese Nachricht sicherlich willkommen sein.

Was kostete eine Ministerreise. Der Kommissar des Panzerschiffes „Minas Geraes“ hat, wie von zuverlässiger Seite gemeldet wird, der Konversionskasse 120.000 Pfund Sterling oder 1.800.000\$000 entnommen. Dieses schöne Sümmchen (2.400.000 Mark) ist dazu bestimmt, die Reiseauslagen der Hrn. Lauro Müller nach Nordamerika bringenden Matrosen zu decken. Die internationale Verbrüderung ist demnach fast ebenso teuer wie die Rüstungspolitik. Handelt es sich um Krieg oder handelt es sich um Frieden — das Steuersäckel muß erhalten!

Die Marconi-Gesellschaft hat die Bundesregierung um die Konzession für einen drahtlosen Telegraphendienst nach dem Auslande gebeten. Sie will die Tarife wesentlich billiger gestalten, als die Western, die bekanntlich durch die Konkurrenz des deutschen Kabels schon einmal zu einer erheblichen Preisreduktion gezwungen wurde. Die Mareoni-Gesellschaft schlägt z. B. für Telegramme nach Deutschland, England, Frankreich, Belgien, Holland den Wortsatz von 1,30 Frank vor, nach Oesterreich-Ungarn 1,53 Frank, nach der Schweiz 1,45 Frank, nach Dänemark 1,50 Frank, nach Schweden und Norwegen 1,58 Frank, nach New York 2,20 Franken usw. Da würde die Western und natürlich auch das deutsche Kabel schnell folgen müssen, und zwar müßten sie die Marconigesellschaft noch unterbieten. So könnten wir leicht dahin kommen, daß wir für 300 oder gar für 200 Reis pro Wort nach drüben telegraphieren werden!

Ministerwechsel. Es verlautet, daß Belisario Tavora eingeladen worden sei, die Leitung des Ministeriums des Innern und der Justiz zu übernehmen. Sollte er das Amt annehmen, dann würde Herr Flores da Cunha Polizeichef werden. Der heilige Belisario als Minister, und Flores da Cunha Polizeichef! das wäre ein Schauspiel für Götter, aber schließlich ist ja verschiedenes möglich und so auch dieser Personalwechsel in zwei der wichtigsten Aemtern des Landes wäre auch nicht eine Unmöglichkeit. Daß die beiden Herren wiederholt ihre Unfähigkeit bewiesen haben, tut ja nichts zur Sache, denn das Können ist nur bei solchen Leuten eine notwendige Eigenschaft, die keine guten Vetter haben. Die Herren Tavora und Flores da Cunha sind aber mit den „Spitzen“ des Landes sehr gut liiert, und das ist mehr als hinreichende Empfehlung für sie beide.

Kaiserjubiläum. Auf Wunsch des Deutschen Kaisers sollen die Feierlichkeiten, die aus Anlaß seines Regierungsjubiläums im In- und Auslande geplant waren, nach Möglichkeit verschoben werden, da ja der Jubiläumstag Wilhelms II. zugleich der Todestag Friedrichs III. ist. Diesem Wunsche Rechnung tragend hat die Kommission zur Veranstaltung der Jubiläumsfeier am Donnerstag beschlossen, die Festlichkeit, die am 14. Juni im „Club dos Diarios“ stattfinden sollte, zu verschieben. Sie ist nunmehr auf Sonnabend, den 28. Juni, festgesetzt worden. Vom 21. bis 30. Juni wird nämlich der Stationskreuzer „Bremen“ im hiesigen Hafen liegen, und die Kommission hat geglaubt, den Wünschen der deutschen Kolonie zu entsprechen, indem sie mit der patriotischen Erinnerungsfeier eine Ehrung für die Offiziere und Mannschaften des Kriegsschiffes verbindet, das Deutschlands Macht in den ostamerikanischen Gewässern repräsentiert. Durch die Verschiebung erwies sich aber als nötig, dem Feste einen etwas anderen Charakter zu geben, indem von der Einladung der Behörden Abstand genommen werden mußte. Unter diesen Umständen konnte auch davon abgesehen werden, die Festlichkeiten im „Club

dos Diarios“ zu veranstalten. Sie wird nunmehr in den Räumen des „Club Gymnastico Portuguez“ in der Rua do Hospicio stattfinden, ohne daß im übrigen eine Aenderung im Programm eintritt. Das Kinder- und Volksfest auf dem Platze des Fluminense Football-Club verbunden mit Wettspiel der Mannschaft des Vereins für Bewegungsspiele gegen eine Mannschaft des Paulistauer Fußballklubs „Germania“ wird hingegen, wie geplant, am Sonntag, den 15. Juni, stattfinden.

Ein interessanter Wortwechsel. Der fluminense „Correio da Manhã“ veröffentlicht einen interessanten Wortwechsel, der zwischen dem Bundespräsidenten und seinem ältesten Sohn, Leutnant Mario Hermes, stattgefunden haben soll. Der „Correio da Manhã“ ist ein Blatt der systematischen Opposition und deshalb sind seine Veröffentlichungen mit einiger Vorsicht zu genießen, die Mitteilung des angeblich zwischen den beiden Fonseas stattgefundenen Gesprächs erscheint uns aber interessant genug, um sie wiederzugeben, wobei wir natürlich die Verantwortung dem fluminenser Kollegen überlassen.

Der Präsident sprach nach dem „Correio da Manhã“ seinen Sohn an: „Also hast du dich endgiltig gegen mich erklärt?“

„Das habe ich!“ gab der Leutnant zurück.

„Und wenn meine Feinde gegen mich zu den Waffen greifen, wirst du mit ihnen gehen?“

„Das werde ich, und zwar in der ersten Reihe. Sie haben mir zweimal auf Ehrenwort versichert, daß Sie keinen Kandidaten haben und deshalb nahm ich mir die Freiheit, mit meinen Freunden einen Kompromiß einzugehen. Ich ging also Verpflichtungen ein. Wollen Sie jetzt von mir verlangen, daß ich mein Wort breche? Das kann doch nicht sein!“

Der Präsident überlegte eine Weile und sagte dann: „Gut, ich nehme den Kampf an. Jetzt werde ich auch zeigen, was ich kann. Ich werde mit Bahia beginnen. Ich werde den dortigen Zollinspektor entlassen. Das andere kommt naehher. Der Lump (patife) von Seabra soll mir's teuer bezahlen. Glücklicherweise habe ich noch gute Freunde!“

Leutnant Mario gab darauf die Antwort: „Es ist Zeit, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie sich auf einem falschen Wege befinden. Aber eins sage ich Ihnen als Sohn: wenn Sie auf das Militär zählen und glauben, es werde Ihnen helfen, Ihre Pläne auszuführen, da irren Sie sich gewaltig!“

Nach dieser Versicherung soll der Marschall sehr nachdenklich gewesen sein. — Der „Correio da Manhã“ zollt der Haltung Leutnant Marios volle Anerkennung und sagt, daß er ein Mann von Charakter sei. Wenn das Gespräch wirklich stattgefunden hat und in solchen Worten geführt worden ist, dann muß man dem jungen Offizier auch wirklich Beifall zollen, wenn nicht wegen seiner Politik, so doch wegen seiner Haltung als Mann von Wort. Der Marschall-Präsident hat, wie es allen bekannt ist, wiederholt und unaufgefordert die Erklärung abgegeben, daß er sich um die Kandidaturen nicht kümmern werde, und dieses feierliche und freiwillige Versprechen hat er nicht gehalten, so daß sein Sohn, der der Wortführer einer Staatsvertretung ist, sich frei fühlte, Verpflichtungen politischer Art einzugehen und jetzt muß er als Mann die Konsequenzen auf sich nehmen. Was die Drohung anbelangt, daß das Militär nicht mit dem Marschall durch dick und dünn gehen werde, so halten wir dieselbe nicht für übertrieben. Die Lösung der komplizierten Kandidaturenfrage kam den Offizieren, wenn sie von den Politikern selbst herbeigeführt wird, gleichgiltig bleiben. Anders dürfte es aber der Fall sein, wenn der Präsident an die bewaffnete

Macht appelliert, um einen Kandidaten durchzudrücken. Zu einem solchen Unternehmen dürften die Offiziere keine Lust verspüren und dieses gehört auch, offen gesagt, nicht zu ihren Aufgaben.

Eine schwere Anklage hat der bahianer Bundesdeputierte Arlindo Leone gegen Pinheiro Machado und gegen den Senator Luiz Vianna ausgesprochen. Er behauptet, daß zwischen diesen beiden Chefs der konservativen Partei, vor einiger Zeit die Abmachung getroffen worden sei, den Marschall-Präsidenten, falls er ihre Politik nicht unterstütze, abzusetzen. In diesem Falle, der nach der neuesten Stellungnahme Hermes da Fonsecas ja nun als ausgeschlossen erscheint, würde Pinheiro Machado die Regierung übernommen haben. — Ein solcher Plan ist den beiden Senatoren zuzutrauen. Luiz Vianna ist vor und nach seiner bahianer Regierungszeit in mehreren Putschgeschichten verwickelt gewesen und Pinheiro Machado hat im Jahre 1897 vierzig Tage auf dem Panzerschiff „Riachuelo“ gesessen, weil er nach Rio Grande telegraphiert hatte, man sollte einige tausende Reittiere ankaufen, und der sehr begründete Verdacht bestand, daß dieser Kauf mit einem Revolutionsplan zusammenhängen mußte. Zu einem Putsch sind die beiden „Konservativen“ schon fähig; zu einem solchen Unterfangen gehört vor allen Dingen die Unterstützung des Militärs, und da weder der eine noch der andere Senator einen großen militärischen Anhang hat, so dürfte der Plan kaum bestanden haben. — Die beiden Beschuldigten werden zu der Anklage aber trotz alledem Stellung nehmen müssen. — Eine andere schwere Anklage ist die, daß der interimistische Finanzminister, Dr. Rivadavia Corrêa, gegen die Standhaftigkeit der Vertreter der Koalition den Dollar rollen lasse und daß gerade die Bestechungspolitik die besten Resultate zeitigte, indem sie den betreffenden Deputierten die aufrichtigste Ueberzeugung beibringe, daß ein offener Bruch mit den Orthodoxen dem ganzen Lande im allgemeinen und der „republikanischen Familie“ im besonderen einen unschätzbaren Schaden verursachen würde. Was an dieser Anklage wahres ist, entzieht sich der Beurteilung der Profanen, aber sie zeigt schon zur Genüge, welcher Praktiken für fähig man unsere Politiker und Minister hält.

Ein amüsanter Krieg wird augenblicklich zwischen der Light and Power und der Empresa Auto-Avenida geführt. Die Autobus-Gesellschaft hat nämlich neuerdings den Autoverkehr von der Praça 15 de Novembro, an der Station der Nietheroy-Fähre, nach der Muda da Tijuca eröffnet. Die ganze Fahrt kostet 100 Reis. Da sie schneller und angenehmer ist als die 300 Reis-Fahrt mit der Elektrischen, so geben viele Leute dem Omnibus den Vorzug. Der Light kann das natürlich nicht gefallen, weshalb sie die Konkurrenz zu beseitigen sucht. Zunächst hat sie die Zahl der Fahrten nach Tijuca ganz bedeutend vermehrt, man kann sagen weit über den Bedarf hinaus, und die Schaffner verfehlen nicht, an allen Haltestellen zu rufen: 300 Reis bis zur Endstation! Soweit kann das Publikum mit dem Konkurrenzkampf zufrieden sein. Weniger kann ihm eine andere Maßregel gefallen. Die Light läßt nämlich die Straßen, durch die der Autobus zu fahren hat, durch ihre Sprengwagen andauernd unter Wasser halten, damit die Fahrzeuge der Gegner auf dem nassen Asphalt behindert werden. Das geschieht natürlich auf Kosten der Straßensprengung in den anderen Stadtteilen, die von der Gesellschaft zurzeit in bedauerlicher Weise vernachlässigt wird. Die Light könnte den Konkurrenzkampf viel einfacher beendigen: durch Ankauf der Empresa Auto-Avenida.

Bekämpfung des Banditentums in den Nordstaaten. Nach dem Sturze der verschiedenen Olygarchien in den Nordstaaten begann dort eine energische Bekämpfung des Banditenwesens. Diese Maßnahmen der Herren Dantas Barreto, Franco Rabello und Castro Pinto fanden in Rio de Janeiro eine große Anerkennung, denn man erwartete, daß das energische Vorgehen der Banditenplage ein Ziel setzen würde. Jetzt hört man aber, daß die Banditenjagden nichts anderes seien als politische Verfolgung, denn die unter dem Namen Banditen verhafteten Männer seien nichts anderes als politische Gegner; die richtigen Banditen erfreuen sich dagegen geradezu eines besonderen Schutzes. — Diese Behauptung wird wie alles andere ein gläubiges Publikum finden, nach allem dem aber, was man mit ähnlichen Anklagen in den letzten Jahren erlebt hat, sollte man solche Meldungen mit Vorsicht genießen. Es ist noch in aller Erinnerung, daß vor zwei Jahren die paulistaner Opposition ein Märchen von politischen Morden kolportierte, obwohl es klipp und klar nachgewiesen war, daß die Verbrecher mit der Politik nichts zu tun hatten. Wir erinnern uns ferner, daß in Porto Alegre vor etlichen Jahren ein gewisser Amancio Corrêa von dem Schwurgericht verurteilt wurde und dieser Mann, dem man ein ganzes Dutzend Morde nachsagen und einige von ihnen auf das genaueste beweisen konnte, wurde von der Oppositionspresse als ein Opfer der politischen Verfolgung hingestellt. So wird es jetzt auch im Norden sein. Kein Mensch wird leugnen wollen, daß es in den Nordstaaten unter den Olygarchien Banditen gab, die direkt protegirt wurden und ebensowenig wird man leugnen können, daß nach dem Sturze jener Cliques die Räuber viel zahmer geworden sind. Das wäre doch ganz sicher nicht gesehehen, wenn die neuen Gouverneure nur ehrliche Leute einstecken und die Banditen herumlaufen ließen.

Liebesdrama. Wieder ist ein Eifersuchtsdrama zu verzeichnen. Ein gewisser Pedro Pinheiro lebte seit langem in der Rua Mattoso 116 mit Theodora Angela dos Santos zusammen. Er ist so eifersüchtig, daß er Theodora schon oft tätlich angegriffen hat, wenn er glaubte, Grund zur Eifersucht zu haben. Am Sonnabend besuchte er mit seiner Geliebten einen Kinematographen, und da das Weib mit seinen Blicken vielleicht nicht ganz vorsichtig war, bildete sich Pedro ein, sie habe einen Geliebten. Auf dem Nachhausewege schon begann er mit Theodora zu streiten, und zu Hause setzte er den Zank die ganze Nacht über fort. Schließlich wurde Theodora die Geschichte zu bunt, und sie erklärte ihm, daß sie ihn verlassen werde. Diese Erklärung war das Verkehrteste, was sie tun konnte, denn Pedro geriet in solche Wut, daß er das Messer zog und sie in den rechten Arm stach. Theodora fiel zur Erde und begann mörderlich zu brüllen. Der Rasende glaubte, er habe sie tödlich verwundet, griff zum Revolver und jagte sich zwei Kugeln in den Kopf. Die Nachbarn riefen die Polizei und die Unfallstation an, und das Ambulanzauto brachte die beiden Verwundeten nach der Santa Casa de Misericordia. Der Zustand Theodoras ist ganz unbedenklich, der eifersüchtige Pedro aber hat sich so schwer verletzt, daß ihn seine Tat wahrscheinlich das Leben kosten wird. Dann braucht Theodora ihre Blicke nicht mehr zu bewachen.

Hafendiebe. Zur Ueberwachung der im Hafen liegenden Fahrzeuge macht allnächtlich ein Motorboot der Hafenpolizei die Runde. Vorgestern Abend nahm an dem Nachtdienst auch der Subinspektor Miranda teil. Etwa um 1 Uhr nachts wurden die Leute des Polizeiboots vier verdächtige Fahrzeuge

gewahr, die sich hinter einem Schiffe zu verstecken suchten. Als das Polizeiboot sich ihnen näherte, strebten sie dem Kai zu. Doch das Polizeiboot kam ihnen schnell nahe. Die Diebe, denn um solche handelte es sich, begannen nun Schüsse auf die Polizeibeamten abzugeben, Schüsse, die von diesen erwidert wurden. Als die Freunde fremden Eigentums sahen, daß sie nicht entfliehen könnten, warfen sie den größten Teil der Waren ins Meer und brachten eines der Fahrzeuge zum Sinken. Gleichzeitig mit ihnen langte auch die Polizei am Kai an. Einer der Diebe konnte fliehen, die vier anderen aber wurden, nachdem ihr heftiger Widerstand mit Hilfe von Polizeisoldaten überwunden worden war, gefesselt und nach der Polizeidirektion gebracht. Es handelte sich um die bekannten Hafendiebe Antonio Pereira Ribeiro, José Soares, João Antonio Ferreira und Domingos Maeta. In den Fahrzeugen wurden nur noch 44 Rollen Stacheldraht gefunden, die auf einem Leichterfahrzeug gestohlen worden waren. Die übrige Beute, die die Diebe ins Meer geworfen hatten, ist verloren.

Geisteskranke. Auf der Ilha do Governador befindet sich bekanntlich eine Kolonie, wo ungefährliche Geisteskranke in leichtem Gewahrsam gehalten und mit Feldarbeiten beschäftigt werden. Daß diese sogenannten ungefährlichen Geisteskranken nicht immer ungefährlich sind, ist eine Tatsache, die vorgestern wieder eine traurige Bestätigung erfuhr. Zweidieser Armen gerieten bei der Arbeit in Streit, und der eine schlug so unbarmherzig mit der Hacke auf seinen Gegner los, daß dieser bewußtlos niedersank und nach einigen Stunden verstarb. Die Polizei verweigerte merkwürdiger Weise jede Auskunft über den Fall, so daß man zu Uer Annahme kommen muß, daß etwas vertuscht werden soll. Vielleicht haben die Wärter es an der genügenden Aufsicht fehlen lassen.

Ein heiratslustiger junger Mann ist ein gewisser Gabriel da Costa Guimarães. Er hat sich vor einigen Jahren hier in São Paulo verheiratet und er hat ein solches Gefallen daran gefunden, daß er schon nach kurzer Zeit sich in Uberaba, Staat Minas Geraes, wieder verlobt hat. Dort hat man aber erfahren, daß er bereits verheiratet sei und Guimarães ist, um nicht mit dem Kadi in Konflikt zu kommen, nach einem Südstaat durchgebrannt. Jetzt kömmt die Nachricht, daß er in seinem neuen Wohnort wieder ein Herzensbündnis schließen wolle. Da seine Pläne hier bereits bekannt geworden sind, so wird man natürlich die zuständige Behörde im Süden davon verständigen und aus der Heirat wird wieder nichts werden.

Aus Argentinien ausgewiesen. In den europäischen Ländern romanischer Zunge wird bekanntlich seit einigen Monaten mit großem Eifer gegen Brasilien agitiert. Die Agitatoren behandeln in ihren Reden hauptsächlich das von Adolpho Gordo verschärfte Ausweisungsgesetz, das nach ihrer Ansicht eine Ungeheuerlichkeit sondergleichen darstellt. — Unsere Stellungnahme zu dem Ausweisungsgesetz ist bekannt. Nach unserer Anschauung war schon das von Medeiros e Albuquerque im Jahre 1907 ausgearbeitete Ausweisungsgesetz verfassungswidrig und demnach muß die Lex Gordo, die ja nur eine Verschärfung des ersten Gesetzes ist, erst recht verfassungswidrig sein. Die Gerechtigkeit verlangt aber, zu sagen, daß Brasilien nicht das einzige südamerikanische Land ist, das ein Ausweisungsgesetz besitzt, und deshalb sollten die Agitatoren wenn sie schon gegen verfassungswidrige Ausweisungsgesetze sprechen, auch das andere Land, das ein solches Gesetz eingeführt hat, die Republik Argentinien, ebenso behandeln wie Brasilien.

Dieser Tage passierte der österreichische Dampfer „Alice“ von Buenos Aires kommend Rio de Janeiro. Die Polizei unserer Bundeshauptstadt war von der hl. Hermandad in Buenos Aires davon in Kenntnis gesetzt, daß sich auf dem genannten Dampfer mehrere aus Argentinien ausgewiesene gefährliche Anarchisten befänden und diese Benachrichtigung hatte zur Folge, daß die „Alice“ von der Hafenz Polizei bewacht wurde, um die Landung der Terroristen zu verhindern; die Polizei konnte aber nicht wehren, daß die angeblich gefährlichen Menschen von Reportern besucht und interviewt wurden. Es waren sechs Männer. Sie alle schienen zu der besseren Arbeiterklasse zu gehören, denn sie waren anständig gekleidet und sahen absolut nicht schlecht aus. Einer von ihnen sprach ziemlich geläufig portugiesisch und so war es den Reportern sehr leicht, sie auszufragen. Aus den Aussagen der Anarchisten erfuhr man, daß sie alle sechs lange Jahre in Buenos Aires gelebt hatten, ohne mit der Polizei irgendwie in Konflikt zu kommen. Erst nach dem 1. Mai habe man entdeckt, daß sie gefährlich seien. Einer von ihnen sei deshalb ausgewiesen worden, weil er an dem Arbeiterfeiertage eine Rede gehalten habe, in der wohl die argentinische Regierung angegriffen worden sei, die aber keine anarchistischen oder gar terroristischen Lehren enthalten habe. Ein anderer sei deshalb der Ausweisung verfallen, weil er an derselben Feier die Arbeiterhymne angestimmt habe. Zwei anderen habe die Polizei nachgesagt, daß sie gefährliche Anarchisten seien und den zwei übrigen habe sie nur vorwerfen können, daß sie mit den „gefährlichen Anarchisten“ freundschaftlich verkehrt hätten.

Man kann nicht nachprüfen, ob die Aussagen der sechs Ausgewiesenen wahr sind. Ihr anständiges Äußere ist absolut gar kein Beweis, daß sie nicht Terroristen sind, denn diese stellen sich bekanntlich nicht gerade aus äußerlich schäbigen und ungebildeten Leute zusammen, sondern im Gegenteil aus Männern von mittlerer Eleganz und mittlerer Bildung. Der berühmte und weltbekannte Bonnot war z. B. eine elegante Erscheinung und er besaß eine Bildung, die hauptsächlich was die Sprachen anbelangt, das Mittelmaß weit übertraf. Der vor kurzem in Paris geköpfte Soudy war ein Dichter von einer anerkanntenswerten Ausdrucksfähigkeit. Der mit ihm hingerichtete Callemín schrieb noch im Gefängnis ein Tagebuch, das literarischen Wert besitzt, und auch die anderen waren weder dumme Leute noch zerklumpte Gestalten. Die äußere Erscheinung und das Auftreten sind also keine Beweise, daß die sechs Ausgewiesenen nicht tatsächlich gemeingefährliche Menschen waren, aber darum handelt es sich ja auch nicht, sondern der interessante Punkt ist nur der, daß Argentinien ebenso wie Brasilien Leute ausweist, die seit mehreren Jahren im Lande anwesend gewesen sind und das, obwohl die argentinische Verfassung ebenso wie die brasilianische den Fremden dieselben Rechte verleiht wie den Eingeborenen und für diese die Verbannungsstrafe ausdrücklich abgeschafft ist. Beide Länder behandeln die ihnen unbehagen gewordenen Fremden also nach demselben Muster, und da gleiche Ursachen doch gleiche Folgen haben sollten, so müßte man erwarten, daß die Angriffe der europäischen Agitatoren sich nicht nur gegen Brasilien, sondern auch gegen Argentinien richten. Dieses geschieht nicht und das regt zum Nachdenken an. Es heißt, daß die argentinischen Agenten in den europäischen Auswanderungsländern das Talent besitzen, die aus der La Plata-Republik ausgewiesenen Agitatoren zum Schweigen zu verpflichten und es komme sogar vor, daß ein aus Buenos Aires aus-

gewiesener Roter Vorträge über die schlechte Behandlung der Arbeiter in Rio de Janeiro halte. Durch diese Behauptung ist ausgesprochen, daß die argentinischen Propagandaagenten durch Bestechung arbeiten, und wenn dieses auch nicht fair ist, so sind wir leider noch nicht in der Lage, dieser Behauptung ohne weiteres Glauben zu verweigern.

Staatsanleihen. Die Kleinen haben es unter den augenblicklichen Verhältnissen schwer, Geld geborgt zu erhalten. Deshalb hat Sergipe, das die Wasserleitung und die Kanalisation von Aracajú durchführen, eine Bibliothek und Volksschulen bauen will, beschlossen, von der Aufnahme einer Auslandsanleihe abzusehen und im Inlande bis zu 2000 Contos anzunehmen. Es bewilligt dafür 7 Prozent Zinsen. Das ist gewiß nicht wenig, und schärfer als durch diesen Zinsfuß kann man die Not der kleinen Staaten und der Städte wohl kaum charakterisieren.

Dividenden. Die London and River Plate Bank erhielt von dem Generaldirektorium in London die Mitteilung, daß eine Zwischendividende von 8 Prozent beschlossen worden sei.

Die Leopoldina Railway veröffentlichte ihren Geschäftsbericht für 1912. Die Bilanz ergibt einen Reingewinn von 602.269 Pfund, aus dem die Direktion die Verteilung einer Dividende von 4 Prozent vorschlägt.

Im Staate Rio de Janeiro hat die jüngste Anleihe, die noch rechtzeitig unter Dach gebracht wurde, eine bemerkenswerte Aktivität zur Folge gehabt. Die Modernisierung und Sanierung der Staatshauptstadt nimmt rüstig ihren Fortgang. Das ist um so weniger eine Luxusausgabe, als Nictheroy ja gewissermaßen nur die Fortsetzung von Rio an jenseitigen Ufer der Bai ist und deshalb mit seinen Einrichtungen nicht hinter der Bundeshauptstadt zurückstehen darf, wenn anders es nicht seine wohlhabenden Bewohner verlieren will. In der vergangenen Woche wurde die Campos Syndicate Ltd. vom Staate übernommen, die den Wasserleitungs- und Kanalisationsbetrieb in der zweitgrößten Stadt des Staates zugeteilt erhalten hatte. Der Kaufpreis beträgt 2000 Contos, und die Staatsregierung hat bereits 5400 Contos ausgeworfen, um die Bauten zu Ende zu führen, denn was jenes Syndikat geleistet hat, das genügt den Bedürfnissen von Campos schon längst nicht mehr. Auch die drittgrößte Stadt des Staates, Rezende, wird den Segen der neuen Anleihe verspüren: die Regierung hat die dortigen Sanierungsarbeiten öffentlich ausgeschrieben. Ueber den Parahyba, der wie die meisten unserer Flüsse ein Verkehrshindernis ist, anstatt ein wertvoller Verkehrsweg zu sein, werden drei Eisenbrücken gebaut werden, die eine 93 Meter lang, die zweite 129 Meter und die dritte 180 Meter. Ferner hat die Regierung des Staates ihr Interesse der so wichtigen Frage des Baues von Fahrstraßen zugewandt. Mit Eisenbahnen ist der Staat Rio verhältnismäßig sehr gut versehen, vielleicht am besten von allen Bundesstaaten. Die Staaten, deren Verkehr von dem Hafen von Rio abhängt, dem ihre Bahnen zustreben, sorgen auch für den Staat Rio, der diesen Hafen umschließt. Und außerdem hat die Notwendigkeit, der Bevölkerung der Millionenstadt die Zufuhr von Lebensmitteln zu erleichtern, manche Bahnbauten veranlaßt, die sonst wohl nicht erfolgt wären. Aber mit dieser Entwicklung des Bahnnetzes hat die Entwicklung der Fahrstraßen nicht gleichen Schritt gehalten. Das ist eine Erscheinung, die in allen Neuländern zu beobachten ist und die z. B. in São Paulo Herrn Washington Luis zu dem sehr vernünftigen Vorschlag geführt hat, durch die Zuecht-häusler Straßen bauen zu lassen. Wenn der Staat

Rio nun aus den Anleihemitteln Straßen bauen läßt, so wird er dadurch zweifellos der Landwirtschaft einen neuen Antrieb geben und sein wirtschaftliches Leben mächtig fördern.

Konversionskasse. Wie seit langem, waren auch in der Vorwoche die Goldentnahmen größer als die Eingänge. Am 16. Mai betrugen die Golddepots der Konversionskasse 375.412:711\$450. In der vergangenen Woche verminderten sie sich auf 370.692:848\$471, also um 4.719:862\$979. Dieser Rückgang wird ebenfalls anhalten, bis die neue Ernte zur Verschiffung gelangt. Es sei denn, daß die 11 Millionen Pfund-Anleihe des Bundes eine Aenderung bringt. Von dieser Anleihe hat man so gut wie gar nichts mehr gehört. Das Publikum scheint mehr Gefallen an den 5prozentigen Chinesen gefunden zu haben, die ihm zum Kurse von 90 angeboten werden (unsere Anleihe zu 96 bis 97) und die obendrein von der Fünf-Mächte-Gruppe garantiert sind. Außerdem will Mexiko eine große Anleihe unterbringen, und Frankreich steht im Begriff, für 800 bis 1000 Millionen Franken Schatzscheine zur Deckung der Wehrvorlage auszugeben. Wir sind also in der Wahl des Augenblickes und der Mittel recht ungeschickt gewesen und müssen nun die Folgen tragen.

Passagiergepäck. Der neue Zollinspektor — Herr Didimo de Veiga hat bekanntlich das ministerielle Ende des Herrn Francisco Salles amtlich nicht überlebt — unterscheidet sich von seinem Vorgänger in anerkannter Weise dadurch, daß er die sehr berechtigten Klagen des Publikums über die saumselige Behandlung des Passagiergepäckes ernst nimmt. Er hat verschiedene Anordnungen getroffen, die eine schnellere Erledigung garantieren sollen. Das Passagiergepäck-Lager ist jetzt von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends offen, und die Beamten arbeiten in zwei Abteilungen. Das Gepäck wird gleich beim Ausladen gesondert, so daß die Passagiere nicht mehr nötig haben, mit akrobatischen Gewandtheit zwischen den Gepäckbergen herunterzuturnen, um ihre Koffer zu finden. Andererseits freilich wäre es nötig, den Begriff Passagiergepäck ein wenig genauer zu fassen, im Interesse der Reisenden, die wirklich nur Passagiergepäck bringen. Bekanntlich gibt es viele kundige Thebaner, die viele Dutzende von Koffern, Kisten und Ballen als Passagiergepäck mitbringen, Klaviere und Nähmaschinen, Seidenkleider und Bilder, Möbel und Statuen usw. (Man sieht, daß wir nicht von den Einwanderern reden, die eine Kategorie für sich bilden.) Das ist ganz gewiß kein Passagiergepäck, was ja schon darin zum Ausdruck kommt, daß die Schiffahrtsgesellschaften nur 250 Kilo Freigepäck gewähren und den Rest nach Gewicht bezahlen lassen. Man könnte die Reedereien sehr wohl veranlassen, daß sie dieses falsche Passagiergepäck nicht nach der Gepäckhalle senden, denn dort gehört es nicht hin. Auf diese Weise ließe sich eine sehr viel schnellere Abfertigung des wirklichen Passagiergepäckes erzielen, die im Interesse aller Reisenden liegt, und gleichzeitig würde ein großer Teil des Schmuggels unmöglich gemacht, wodurch sowohl das Interesse des Fiskus als auch des ehrenhaften Handels gewahrt würde. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Der Kaffeemarkt. Wie es in dieser Periode, kurz vor dem Beginn der Verschiffung der neuen Ernte, üblich ist, war der Kaffeemarkt in der vergangenen Woche lustlos. Die Verschiffungsordres sind recht gering, namentlich nach den Vereinigten Staaten. Die Notierungen gingen sowohl an den europäischen Märkten als auch hier seit 14 Tagen etwas zurück, wie folgende Aufstellung zeigt (8. Mai

gegen 23. Mai): Rio 9\$800 — 9\$600, New York 11.25 — 11.01, Havre 70.75 — 70.25, Hamburg 58.00 — 56.75, London 51/3 — 50/6. Wir haben schon hervorgehoben, daß bislang in São Paulo aus 100 Litern getrockneter Kaffeekirschen nur 17 bis 18 Liter Bohnen erzielt werden, gegen 21 bis 23 Liter im Vorjahre. Wenn es so weiter geht, dann wird die Ernte gegen die Schätzungen um 10 bis 15 Prozent weniger betragen. Das kann natürlich unmöglich ohne Einwirkung auf die Preise bleiben.

Barata Ribeiro, der in die 1400 Contosgeschichte verwickelte Offizier des „Loyd“ Brasileiro, wurde wegen des von ihm verübten Totschlages von dem Schwurgericht zu der geringsten zulässigen Strafe von 6 Jahren Zellenhaft verurteilt.

Eisenbahnen. Vor einigen Tagen veröffentlichten wir einige Zahlen aus dem Jahresbericht des Direktoriums der „Companhia Paulista“, aus welcher man ersah, daß diese Eisenbahngesellschaft im vorigen Jahre ein wunderbares Geschäft gemacht hat. Jetzt hat die Leopoldina Railway ihren Bericht vorgelegt und aus diesem geht hervor, daß diese Gesellschaft im Jahre 1912 602 269 Pfund Sterling Reineinnahmen gehabt hat, das sind zum Kurse von 16 d 9.636:304\$000. Die Leopoldina Railway hat Linien in der Gesamtlänge von 27 000 Kilometern im Betrieb, die Zentralbahn hat 24 000; da das Geleise der letzteren aber ein bei weitem wichtigeres Gebiet durchschneidet, so ist sie ganz bedeutend im Vorteil und müßte, wenn es mit richtigen Dingen zginge, mindestens ihre zwölftausend Contos Reingewinn abwerfen. Sie hatte aber, wie die Regierung selbst eingesteht, sechszehntausend Contos Defizit. Einen besseren Beweis der Unfähigkeit darf man wohl nicht mehr verlangen, und doch gibt es Leute, die dem Grafen Frontin und seinen Gehilfen das Zeugnis ausstellen, sie hätten als Verwalter schon Wunder verrichtet.

Wenn der Vater mit dem Sohne . . . Dieser Tage präsierte Leutnant Mario Hermes einer grossen Arbeiterversammlung. In der an die Anwesenden gerichteten Ansprache erwähnte der Präsidentensohn auch die politischen Pflichten der Arbeiterschaft und meinte, daß die Klasse sich zusammmentun und die Prinzipien einer wahren Demokratie vertreten sollte. Die Arbeiterschaft dürfe es nicht dulden, daß der regierende Präsident seinen Nachfolger bestimme, denn eine solche Praxis verstoße sich gegen den Republikanismus. Durch diese Auslassung hat der Zarewitsch seinem Herrn Papa den Krieg erklärt, denn Hermes da Fonseca hat bereits in die Kandidaturenfrage eingegriffen und keine Zweifel darüber gelassen, daß er einer Partei alle Mittel zur Verfügung stellen will, damit sie bei der Wahl siege.

Ein Staat im Staate. Ein Herr Dr. Sebastião Paraná hat in einem in Curityba erschienenen Artikel Enthüllungen gemacht, die geeignet erscheinen, das größte Aufsehen zu erregen. Es handelt sich um einen im Staat oder Staate oder, wie Dr. Paraná sich ausdrückt, um ein brasilianisches „Putomaio“. Die „Empreza Mate Laranjeira“ hat am linken Ufer des Rio Paraná, unweit der wegen ihrer romantischen Schönheit bekannten Wasserfälle „Sete Quedas“ 2000 Hektar Land erworben, um die Mate- und Pinienbestände anzubeuten. Man hat von dieser Gesellschaft nie etwas gehört. Ihr Tätigkeitsfeld ist so verkehrslegen, daß von dieser Tätigkeit keine Nachricht nach den Küstenstädten gedrungen ist, und die Gesellschaft selbst hat es natürlich nicht für nötig gehalten, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken, denn es liegt in ihrem Interesse, zu verhindern, daß die öffentliche Meinung etwas von ihrem Treiben im wilden Westen erfährt. Die Ge-

sellschaft beschäftigt schon ea. 700 Arbeiter, Brasilianer, Argentinier und hauptsächlich Paraguayer. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Holzexport nach Paraguay und nach Argentinien. Dieser Handel ist schon ein sehr bedeutender, aber die Gesellschaft pflegt auch andere Erwerbszweige: sie hat Schmieden, Gießereien, Gerbereien, Bäckereien etc. — sie baut Flußfahrzeuge aus Holz, sie unterhält einen regen Wasserverkehr mit Paraguay und Argentinien, sei befaßt sich mit allem und jedem und doch zahlt sie keinen Vintem Steuer, denn ihr Arbeitsfeld liegt in der Wildnis, wo die Aufmerksamkeit der Steuerbeamten nicht hinreicht. Das Land gehört wohl Brasilien, da die Gesellschaft aber nur mit Argentinien und Paraguay Handel treibt, so zirkuliert in ihrem Gebiete nicht brasilianisches, sondern argentinisches und paraguayisches Geld. — Das wäre des Skandals schon genug, um ein sofortiges Einschreiten der Regierung zu veranlassen, aber noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß diese Gesellschaft ebenso wie die peruanische Gummikompanie eine Arbeiterausbeutung größten Stiles betreibt. Die Entlohnung der Arbeiter ist geradezu lächerlich, denn bei einem Arbeitstag von 14 Stunden bekommen die Arbeiter nur 1\$200 per Tag und dieser Verdienst wird noch illusorisch, weil die Gesellschaft alle Lebensmittel liefert, so daß die Arbeiter in Wahrheit absolut gar nichts anderes bekommen, als schlechtes Essen und noch schlechtere Wohnung. Die Gesellschaft hat ein großes Heer von Angestellten und diese sind alle bewaffnet, während die Arbeiter unbewaffnet in den Wäldern arbeiten müssen. Die Privatgendarmerie der Gesellschaft ist also sehr wohl imstande, die Arbeiterbevölkerung zu beherrschen. Die Gesellschaft hat ihre eigenen Gesetze und nach diesen richtet und straft sie mit großer Strenge alles, was ihre Angestellten als ein Vergehen ansehen, und wenn jemand ihnen Widerstand leistet, dann wird er kurzerhand erschossen. Die Leichen bleiben zur Einschüchterung der anderen Arbeiter unbeerdigt und die Raben verzehren sie.

Vor etwa einem Monat war Dr. Bueno de Andrade in Sete Quedas. Er hat das eben Erzählte alles gesehen und festgestellt und er ist entschlossen, den Skandal vor den Nationalkongreß zu bringen. Die Kampagne, die einsetzen wird und einsetzen muß, wird unbedingt viel Staub aufwirbeln und dieses um so mehr, als an diesem Skandal und dieser Barbarei hauptsächlich Fremde beteiligt sind. Die Leiter der „Empreza Mate Laranjeira“ sind Italiener und Franzosen, die Schergen, die in der Wildnis die Macht ausüben, sind dagegen Caboclos, gewöhnlich aus den Nachbarstaaten geflüchtete Banditen. Es ist also alles da, was zu einem Riesenskandal gehört, der hier die Gemüter aufregen und im Auslande wieder einmal den brasilianischen Namen schädigen wird.

Erweiterung der Flußschiffahrt. Auf seiner letzten Reise nach den Flüssen Moju und Igarapé-mirim im Staate Pará hat der Dampfer „Beni“ der Amazon River Company den zwischen beiden Flüssen bestehenden Kanal befahren und ist auf diesem Wege nach der Stadt Igarapé-mirim gelangt. Es ist das erste Mal, daß ein Dampfer erfolgreich den Kanal befährt, der bislang nur von Kanonen und Motorbooten benutzt wurde. Ob auf diesem Wege eine dauernde Verbindung hergestellt werden können oder ob es sich nur um einen gelegentlichen Versuch handelt, der infolge abnorm hohen Wasserstandes geglückt ist, sagt das Telegramm leider nicht. Da sich der Gouverneur von Pará, Dr. Enéas Martins, an Bord befand, möchte man vorläufig das letztere annehmen.

Deutschland, Amerika und der Panamakanal.

Von Philipp Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds.

Die Eröffnung der neuen Hochstraße des Welt Handels, bei deren Bau die menschliche Energie seit mehr als 30 Jahren einen Kampf mit den Naturgewalten durchgeföhrt, steht nahe bevor. Noch im Laufe dieses Jahres wird ein amerikanisches Kriegsschiff den 46 Meilen langen Wasserweg von Colon an der Küste des Atlantischen nach Panama an dem Gestade des Pazifischen Ozeans durchfahren und spätestens am Neujahrstage 1915 soll der Kanal dem Verkehr aller Handelsflotten der Welt offen stehen. Durch die politische Gewandtheit und die wirtschaftliche Tatkraft des nordamerikanischen Volkes ist das Unternehmen, an dem die Hingebung eines Lesseps scheiterte, mit einem Gesamtaufwand von mehr als 1,5 Milliarden Mark durchgeführt worden. Durch das amerikanische Werk, das schon Humboldt voraussagte, und das Goethe zu erleben wünschte, erhalten die Küsten des Stillen Meeres ihre neue weltwirtschaftliche Stellung und Bedeutung. Theodor Roosevelt hat bei seinen Landsleuten viel von seiner früheren Popularität verloren. Aber bei den Feierlichkeiten zur Einweihung des Kanals, die mit großem Klang begangen werden sollen, wird man seinen Namen mit Anerkennung nennen, denn seinem Scharfblick war die politisch und wirtschaftlich gleich bedeutungsvolle Uebernahme des ganzen Werkes durch die Regierung der Vereinigten Staaten zu danken. Er setzte den Erwerb der französischen Kanalrechte im Jahre 1902 durch, unter seiner Aegide vollzog sich die Gründung der unabhängigen Republik Panama im folgenden Jahre und im Jahre 1904 der Erwerb der Kanalzone durch die Union für 10 Millionen Dollars von eben dieser Republik, die Amerika zum Souverän des von dem Kanal durchzogenen Gebietes und damit zum Herrn des Kanals der ganzen übrigen Welt gegenüber machte. Man wird gut tun, sich dieser Entwicklung und der Gedankengänge Roosevelts zu erinnern, um nicht zu übersehen, daß es vor allem militärisch-politische Erwägungen gewesen, sind, die zur Amerikanisierung des Kanals, der ja nun auch gefestigt wird, geführt haben, während nie eine kurzfristige Tendenz geherrscht hat, als ob es möglich wäre, von dieser gewaltigen Brücke des Weltverkehrs die grossen handeltreibenden Nationen der Erde zugunsten der eigenen zurückzudrängen.

Der Wert eines jeden solchen Kanals liegt naturgemäß in der Abkürzung der Entfernung, und es versteht sich von selbst, daß die Vorteile des Panamakanals in dieser Hinsicht sowohl für Zwecke der Kriegs- als auch der Handelsmarine für die Vereinigten Staaten am größten sind. Er kürzt den Weg von New York nach der Westküste der Vereinigten Staaten um 8415 Seemeilen, zu den südlich gelegenen Häfen des amerikanischen Kontinents um rund 5000 Seemeilen ab. Er erspart der Union den ungeheuer kostspieligen Bau einer zweiten Schlachtflotte, denn er gestattet die Durchführung des Küstenschutzes auf beiden Seiten des Kontinents mit einer einzigen Flottenmacht, deren beide Teile binnen Tagesfrist von einem Meere nach dem anderen verschoben werden können. Neben diesem strategischen Gewinn tritt der volkswirtschaftliche: Die Schiffsverbindung zwischen New York und San Francisco wie auch die zwischen den großen Häfen des Südens New Orleans und Galveston und der kalifornischen Metropole wird von großer Bedeutung werden. Sie wird in vieler Beziehung der bisherigen Eisenbahnverbindung überlegen sein, und wenn sie nur den

Effekt hat, die Tarife der Eisenbahnen herabzudrücken, wird dies dem Gemeinbesten zugute kommen. Man hat ja schon, damit dies nicht verhindert werden kann, den Betrieb von Kanaldampfern durch Eisenbahngesellschaften verboten. So wird der Güterumsatz zwischen den industriellen Oststaaten und den Naturschätzen der Westküste, vielleicht auch der sehr wünschenswerte Ausgleich der Bevölkerung zwischen den verschiedenen Teilen des grossen Wirtschaftsgebietes eine neue Erleichterung erfahren. Aber über diese Belebung der inneren wirtschaftlichen Verhältnisse hinaus ragt der Gewinn für die internationalen Verkehrsbeziehungen der amerikanischen Union. Der Kanal bringt eine wesentliche Verkürzung des Schifffahrtsweges von New York nach ostasiatischen und australischen Häfen. Zwar der Weg von New York nach Hongkong ist über Panama ebenso weit wie über Suez, aber schon der nach Schanghai wird von 12.589 auf 10.994, der nach Yokohama von 13.337 auf 9863, und der nach Sydney von 14.000 auf 9470 Seemeilen abgekürzt. Während bisher die großen westeuropäischen Seehäfen Liverpool, Hamburg, Bremen im Verkehr mit Ostasien und Australien einen Vorsprung hatten, der zwischen 1500 und 2000 Seemeilen betrug, gewinnt nunmehr New York einen Vorsprung in ungefähr demselben Umfang, der sich für die Fahrt nach Australien und Neuseeland noch um einige hundert Meilen steigert. Dies bedeutet natürlich eine Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit der amerikanischen Industrie auf den sehr aufnahmefähigen Märkten des fernen Ostens und die Politik der Union (man beachte nur die außerordentlich freundliche Haltung des Präsidenten Wilson gegenüber der neuen Schwesterrepublik China) geht darauf aus, ihr dort den Boden noch besonders zu bereiten. Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Umständen die öffentliche und die Privatinitiative in Deutschland alle Anstrengungen machen müssen, das bisher gewonnene Terrain zu behaupten und noch auszubauen. Da der große Ausfallhafen New York durch das ausgezeichnete Binnenschiffahrtssystem der Amerikaner auch mit dem Industriegebiet der großen Seen in vorteilhafter Verbindung steht, so wird Europa wohl den vermehrten Wettbewerb der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie neben jenem der Wollindustrie der Neuenglandstaaten im fernen Osten zu spüren bekommen. Auf der anderen Seite wird die Union, wenn ihr an freundlichen Beziehungen zu den Völkern Ostasiens gelegen ist, sich mit dem vermehrten Druck der auswandernden gelben Bevölkerung dieser Länder abzufinden haben, den die größere Nähe durch den Kanal mit sich bringen wird. Man ist, nachdem die letzte verschärfte Einwanderungsbill durch das Veto Tafts unmöglich geworden, eben jetzt wieder in Kalifornien dabei, das Eindringen der gelben Arbeitskräfte zu erschweren. Aber es ist fraglich, wie eine solche Politik sich mit der weltwirtschaftlichen Ausnützung des Panamakanals für die Union vereinigen lassen. Und so stehen den Vorteilen doch auch gewisse Nachteile gegenüber.

Nun darf aber nicht vergessen werden, daß der Kanal auch für den Seehandel der übrigen Staaten außerordentlich große Vorteile bringt. Es ist auf absehbare Zeit gar nicht richtig zu sagen, daß von den wirtschaftlichen Vorteilen des Kanals die Amerikaner den Rahm abschöpfen werden, da ja die europäischen Länder, vor allem England, aber auch Deutschland, über eine weit größere Handelsflotte, das unentbehrlichste Instrument des Welt Handels, verfügen, als die Yankees. Während die Tonnage der englischen Handelsflotte an Dampferraum 17,7 Millionen Tonnen, die der deutschen 4,3

Millionen beträgt, verfügt Amerika erst über 1,8 Millionen Tonnen an seefahrenden Dampfschiffen. Das ist kein Verhältnis, das sich bei den außerordentlich hohen Kosten des Schiffbaues in Amerika auch bei jeder Art von Begünstigung kaum von heute auf morgen ändern wird. Nun bedenke man, daß die ganze pazifische Küste des amerikanischen Festlandes, von Alaska bis Chile herunter, durch den Panamakanal unseren europäischen Häfen um viele Tausende von Seemeilen näher gerückt wird. Die Abkürzung beträgt auf der Fahrt von Bremen nach San Francisco nicht viel weniger als 10.000 Seemeilen im Vergleich zu der Fahrt um das Kap Horn. Man wird vielleicht diese Fahrten in der Hälfte der bisherigen Zeit und natürlich auch entsprechend billiger ausführen können. Schon die oberflächlichste Erwägung zeigt, von welchem Einfluß dies auf die Entwicklung unserer Verkehrsbeziehungen zu den Staaten Westamerikas sein muß. Der wirtschaftliche Aufschwung, den der Kanal sowohl der grossen britischen Kolonie Kanada als den westlichen Staaten der Union bringen wird, muß bei einiger Anstrengung unsererseits auch ihrem Güteraustausch mit uns eine starke Belebung bringen. Die neue Zollpolitik der Vereinigten Staaten wird wahrscheinlich diese Tendenz unterstützen. Nun wird freilich unsere Schifffahrt dadurch in Nachteil gerückt, daß, soweit die Häfen der Union in Betracht kommen, die amerikanische Küstenschifffahrt nach der bekannten dem Hay-Pauncefote-Vertrag mit England widersprechenden Bestimmung einen Vorsprung erlangen soll. Für sie soll Freiheit von den Kanalgebühren, die man für die übrigen Schiffe auf einen Dollar oder etwas darüber pro Tonne festzusetzen gedenkt, vorbehalten sein. Gewiß ist dies ungerecht und beschwerlich. Aber einmal ist die Angelegenheit noch nicht endgültig erledigt, denn Senator Root hat seinen Antrag auf Abschaffung dieser Bestimmung abermals im Senat eingebracht und Präsident Wilson steht im Gegensatz zu seinem Vorgänger auf der Seite Roots, und zweitens wären die deutschen Schifffahrtsgesellschaften und der deutsche Handel kräftig und unternehmend genug, um selbst unter diesen erschwerenden Bedingungen den Kampf nicht aufzugeben. Diese Streitfrage hat nicht zu der geringsten politischen Spannung zwischen Deutschland und Amerika geführt, da ja auch uns Vertragsrechte nicht zur Seite stehen.

Vollends wird der europäische Handel auf den Märkten Südamerikas, die unter dem Einfluß des Kanals aus ihrer Weltentlegenheit heraustreten und dem Unternehmungsgeist ein neues Feld bieten, in einem durch keine Differenzierung benachteiligten Wettbewerb treten können. Unser Handel dorthin ist noch starker Entwicklung fähig. Bisher betrug der Schiffsverkehr zwischen deutschen Häfen und Argentinien allein der Tonnage nach mehr als mit sämtlichen Staaten der Westküste. Von der kommenden Entwicklung dieser an Rohprodukten reichen Länder werden auch wir Nutzen haben, wenn wir auch nicht vergessen dürfen, daß den Staaten, deren Unternehmungsgeist bereit ist, dort Kapitalien anzulegen, immer ein Vorsprung gesichert ist. Aber daß die geographische Nähe allein keineswegs, wie ängstliche Gemüter glauben, der Union schon eine wirtschaftlich beherrschende Stellung dort sichern muß, das hat die befriedigende Entwicklung unseres Handels in Brasilien, Argentinien und Uruguay immerhinargetan.

Was insbesondere die deutschen Schifffahrtsinteressen betrifft, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Panamakanal dem Auswandererverkehr neue Bahnen erschließt. Der Ausbau der jetzt schon nach den Südstaaten der Union bestehenden besonderen

Linien könnte zur Folge haben, daß der Auswandererstrom von Europa (der sich bisher von den dicht bevölkerten Neuenglandstaaten nur schwer dem landwirtschaftlichen Süden der Union ablenken ließ) sich in erwünschter Weise nach den dünner bevölkerten Staaten der pazifischen Küste sowohl innerhalb der Union als auch Kanadas und in beschränktem Maße auch Südamerikas zuwendet. Es fehlt dort noch immer nicht an Gebieten, die der Erschließung und Bebauung unter günstigen Bedingungen harren, aber die Kenntnis dieser Bedingungen ist infolge der schweren Erreichbarkeit jener Distrikte noch wenig in Europa verbreitet.

Der deutsche Handel und die deutsche Schifffahrt sind daran gewöhnt, sich ihre Geltung und ihre Existenz auf dem Felde, das die Welt ist, mit Zähigkeit und Ausdauer zu erkämpfen, und verlangen nichts als fair play im internationalen Verkehr zur Erreichung ihrer Ziele. Sie sind entwickelt genug, um sich auch bedeutenden Verschiebungen in den Export- und Importbedingungen großer Landkomplexe anzupassen. Die Vorteile, die auch uns von der Eröffnung einer so ungemein wichtigen Welthandelsstraße, wie es der Panamakanal ist, in Aussicht stehen, lassen sich von heute auf morgen gar nicht abschätzen. Es wird da Zukunftsentwicklungen geben, die man nicht auf dem Papier voraus konstruieren kann. Aber selbst wenn die Nachteile, mit denen wir rechnen müssen, diesem Gewinn viel von ihrem Werte rauben sollten, so kann uns dies auf Grund früherer tröstlicher Erfahrungen nur ein Ansporn sein, den Ausfall durch vermehrte Anstrengung wieder wett zu machen. Das wird nicht allzu schwer sein, wenn wir erst, unserer Stellung im internationalen Güteraustausch entsprechend, zu prüfen anfangen, wie weit auch hiezulande die diesen Austausch hemmenden Schutzzollschranken entbehrlich geworden sind.

(Aus „Berl. Tagebl.“)

Aus aller Welt.

Einen neuen Rekord der deutschen Roheisenproduktion hat nach den Ermittlungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustriellen der Monat März 1913 gebracht. Die Roheisenerzeugung Deutschlands und Luxemburgs stellte sich nämlich im Monat März auf insgesamt 1.628.190 To. gegen 1.492.511 To. im Februar 1912 und 1.446.143 To. im März 1912. Die Erzeugung verteilte sich dabei auf die einzelnen Sorten wie folgt, wobei in Klammern die Erzeugung für 1912 angegeben worden ist: Gießereirohisen 312'302 To. (279.278), Bessemerrohisen 29.880 To. (28.065), Thomasrohisen 1.021.759 To. (933.584), Stahl- und Spiegleisen 217.965 To. (206.208), und Puddelrohisen 46.284 To. (45.375). Die Erzeugung während der Monate Januar bis März 1913 berechnet sich nunmehr auf 4.730.415 To. gegen 4.168.770 To. in dem gleichen Zeitabschnitt des Vorjahres.

Der Rache eines verschmähten Liebhabers sind in München zwei Menschen zum Opfer gefallen. Der 24jährige Metzger Karl Hager lauerte in einem Hausflur in der Reichenbacher Straße zu München seiner ehemaligen Geliebten, der 21jährigen Kellnerin Fanni Sterr, auf und fiel mit einem großen Messer über sie her. Schwer verwundet und um Hilfe schreiend floh das Mädchen auf den Hof, wo es der wütende Mensch förmlich abschlachtete. Nicht weniger als zehn Messerstiche hat die Unglückliche erhalten. Den ihr zu Hilfe eilenden jetzigen Liebhaber des Mädchens, den 30jährigen Postschaffner Otto Zimmermann, hat der Mörder nie-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa :

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080 B.M.

für Alpaca

dergestochen und für tot liegen lassen. Beide Blutaten hatten sich mit großer Schnelligkeit abge-
spielt. Die Hausbewohner fanden den Postschaffner, durch vier tiefe Wunden lebensgefährlich verletzt, in seinem Blute liegen. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Der Mörder, der zuerst entfloht, stellte sich später selbst der Polizei mit der Angabe, daß er seine frühere Geliebte „aus Rache wegen verschmähter Liebe“ ungebracht habe, und ihren neuen Liebhaber auch.

Die schmutzige Marconi-Affäre. Aus London wird berichtet: Kürzlich stand die von der oppositionellen Presse aufgedeckte Schmutzaffäre einiger Minister, die sich Aktien des staatlich begünstigten Marconiunternehmens verschafft haben sollten, vor dem Londoner Gericht zur Verhandlung. Dabei stellte sich heraus, daß doch etwas an der Sache ist, wenn auch die erste Lesart falsch war. Der Postminister Samuel konnte zwar erklären, daß er niemals weder für sich, noch für andere irgendwelche Geschäfte in Marconiwerten gemacht habe; auch Sir Rufus Isaacs, der übrigens, wie es heißt, in Bälde den Posten des Lord Oberrichters übernehmen soll, hat keine Papiere der vom englischen Staate mit einem Riesengeschäft bedachten Gesellschaft gekauft. Er hat jedoch 10 000 Aktien der American-Marconi-Gesellschaft gekauft. Die amerikanische Gesellschaft ist eine Tochter des englischen Konzerns.

Letzterer besitzt Aktien der American. Von seinen 10 000 Stück hat Isaacs je 1000 an den Schatzkanzler Lloyd George und den früheren liberalen Chef der Whip Elibank, den jetzigen Lord Murray, verkauft. Isaacs behauptete, daß er an dem Geschäft nichts gewonnen, sondern 1000 bis 1200 Pfund verloren habe. Die Stellung der Minister ist durch die Verhandlung nicht verbessert worden; jedenfalls wäre es weiser gewesen, wenn Lloyd George und Isaacs, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, ihren amerikanischen Aktienverkauf sofort, als die Angriffe laut wurden, mitgeteilt hätten.

Professor Wreden, der den kleinen russischen Thronfolger so erfolgreich behandelt hat, wurde zum Leibchirurgen des Zarenhofes ernannt. Die Besserung im Befinden des Thronfolgers macht rasche Fortschritte. Das verletzte Bein dürfte bald wieder zwanglos gebrauchsfähig sein.

Drei Europäer im Viktoriasee ertrunken. Anfang März sind beim Segeln auf dem Viktoriasee drei in Bukoba stationierte Europäer — Kanzlist Vogel, Zollassistent Nörr und Sanitätssergeant Müller — sowie zwei schwarze Diener und vier eingeborene Bootsleute ertrunken. Zwei eingeborene Bootsleute konnten sich durch Schwimmen retten. Näheres war noch nicht bekannt, doch ist, da die Leichen nicht angetrieben sind, zu vermuten, daß die Verunglückten von Krokodilen aufgefressen sind.

Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. An der im Oktober stattfindenden Einweihung des Völkerschlachtdenkmal werden nach den bisher beim Deutschen Patriotenbund eingegangenen Zusagen im ganzen 20 Fürstlichkeiten teilnehmen, und zwar der deutsche Kaiser, Erzherzog Franz Ferdinand als Vertreter des Kaisers und Königs Franz Josef, ein Vertreter des Kaisers von Rußland sowie sämtliche Bundesfürsten.

Im brennenden Aeroplan. Der bekannte italienische Flieger Slavorosow, der u. a. auch in dem italienisch-türkischen Kriege in Tripolitanien und der Kyrenaika wiederholt durch seine unerschrockenen und kühnen Erkundungsflüge von sich reden machte, nahm bei der Landung kurz über dem Erdboden infolge eines Irrtums im Terrain eine zu enge Kurve. Sein Flugzeug neigte dabei stark nach der Seite, und der linke Flügel des Doppeldeckers berührte dabei hart den Erdboden. Die plötzliche Erschütterung, die der gesamte Flugapparat dadurch erlitt, mag in dem Motor einen kleinen Defekt hervorgerufen haben, so daß dieser plötzlich mit lauter Detonation explodierte. Die Flammen zündeten auch noch den Benzinvorrat in zwei Benzinbehältern an und so stand in einem Augenblick der gesamte Apparat mit dem Flieger und seinem Passagier in hellen Flammen. Der zahlreich erschienenen Menschenmenge, die dem grausigen Schauspiel von weitem zusah, bemächtigte sich eine große Erregung. Das anwesende Militär und einige Samariterkolonnen eilten sofort zur Hilfe herbei, und es gelang auch, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Flammen zu ersticken. Der Flieger Slavorosow wurde unter dem brennenden Apparat hervorgezogen; er lebte noch, hatte aber so schreckliche Brandwunden am ganzen Körper erlitten, daß er schon wenige Minuten später, ehe man ihn noch nach dem Krankenhause überführen konnte, seinen Geist aufgab. Sein Passagier Gallo war bereits, als man ihn fand, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.

Die Tragödie der Tänzerin Duncan. Der Automobilunfall, durch den der Tänzerin Isadora Duncan in Paris ihre beiden Kinder, ein sechsjähriger Knabe und ein dreijähriges Mädchen, entrissen wurden, ferner auch deren Gouvernante den Tod fand, ist Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung gegen den Chauffeur Masserand. Madame Duncan erwartete in ihrer Villa in Neuilly bei Paris Gäste zum Tee. Sie schickte daher die beiden Kinder in Begleitung ihrer Gouvernante, einer vierzigjährigen Dame englischer Abkunft, zu einer befreundeten Familie nach Versailles und bediente sich hierzu ihres Monatsautomobils, das der ihr wohlbekannte Chauffeur Masserand lenkte. Der Wagen hatte eine kurze Strecke zurückgelegt, als aus einer Seitengasse ein anderes Automobil heranraste. Um einer Kollision vorzubeugen, bremste Masserand — und sein Automobil hielt an. Er stieg dann ab, um den Motor in Bewegung zu setzen, aber noch ehe er wieder seinen Sitz eingenommen hatte, fuhr das Automobil davon, überquerte das Trottoir und stürzte den Damm hinab in die Seine, die an dieser Stelle zehn Meter tief ist. Als es den herbeigerufenen Pompiers nach anderthalbstündigen Bemühungen gelang, das Automobil an die Oberfläche zu schaffen und zu öffnen, waren die armen Kleinen und ihre Gouvernante bereits tot.

Der Hoteldieb unter dem Bett. Ein unangenehmes Reiseabenteuer hatte ein Berliner Kaufmann in Leipzig zu bestehen. Auf der Fahrt im D-Zug von Berlin nach Leipzig stellte sich ihm in seinem Abteil zweiter Klasse ein Mitreisender unter dem Namen Lehmann vor, zog ihn in ein Gespräch und erzählte, daß er ebenfalls nach Leipzig

fahre und dort zu tun habe. Man sprach auch über die Leipziger Hotels und kam überein, gemeinsam in einem besseren Haus abzusteigen. Nachdem die beiden Reisenden ihre Zimmer bezogen hatten, war der Berliner Geschäftsmann gezwungen, sogleich anzugehen, um Geschäfte zu erledigen, während sein Reisegefährte „Lehmann“ im Hotel zurückblieb. Erst um 12 Uhr nachts kam auch der Berliner wieder dorthin zurück. Als er jetzt seiner Gewohnheit entsprechend vor dem Schlafengehen unter sein Bett sah, entdeckte er dort seinen Reisegefährten „Lehmann“, der mit voller Kleidung langgestreckt auf dem Fußboden lag. Er schlug Lärm, holte mit Hilfe der Hotelangestellten den verdächtigen Reisebegleiter unter dem Bett hervor und stellte ihn zur Rede. „Lehmann“ tat ganz verwirrt, sprach von Schwindelanfällen, an denen er öfter leide und behauptete, nicht zu wissen, wie er unter das Bett gekommen sei. Während das Hotelpersonal die Polizei holte, nahm „Lehmann“ einen unbewachten Augenblick wahr und sprang aus einem Fenster im ersten Stock auf die Straße hinab. Er blieb unverletzt, ergriff die Flucht und entkam. In seinem Koffer, den er auf seinem Zimmer zurückgelassen hatte, fand die Polizei u. a. Papiere, die auf den Namen eines bei einer Münchener Fabrik angestellten Geschäftsreisenden Lehmann lauteten. Eine telegraphische Anfrage in München ergab, daß bei der Fabrik tatsächlich ein Reisender namens Lehmann angestellt ist, und daß diesem vorher auf der Reise nach Halle die Handtasche, in der seine Papiere waren, im D-Zuge gestohlen worden war, während er sich im Speisewagen aufhielt. Der Dieb trat dann dem Berliner Kaufmann gegenüber unter dem Namen des Bestohlenen auf und beabsichtigte ohne Zweifel während der Nacht seinem Reisebegleiter das Geld und die Schmuck- und Wertsachen zu stehlen. Er konnte noch nicht ermittelt werden. Es handelt sich zweifellos um einen gewerbsmäßigen D-Zug- und Hoteldieb. Die Berliner Zentralstelle zur Bekämpfung dieser Diebe und die Leipziger Kriminalpolizei leiteten eine umfassende Fahndung nach dem Flüchtigen ein.

Der vornehme Kuhstall. Die gesundheitlichen Anforderungen werden immer mehr gesteigert, selbst im Viehstall. In Portland (Dorset) wurde jüngst eine Abordnung der Gesundheitsbehörde erwartet, welche die Kuhställe auf ihre „Bewohnbarkeit“ untersuchen sollte. Ein Landwirt machte sich darum den Spaß, den Boden seines Kuhstalles mit Linoleum zu belegen, an einigen Stellen sah man sogar einige Bettvorleger, an den Wänden hingen Bilder, selbst ein Spiegel, und auch für Stühle und andere Möbel war gesorgt. Das überraschendste Stück bildete aber doch ein Harmonium. Als dann der Gesundheitsausschuß kam, wurden die Herren er sucht, sich erst vor dem Betreten des Stalles die Füße hübsch sauber abzutreten. Das Harmonium, so erklärte der Besitzer, sei für die Kuh zum Spielen da, während das Kalb dazu tanzen könne. Die Herren sollen so überrascht gewesen sein, daß sie sich schleunigst wieder entfernten, ohne überhaupt inspiziert zu haben.

Ein Hallenschwimmbad mit Kondenswasserversorgung. Die Stadtverordneten von Halle bewilligten für den Bau eines großen Hallenschwimmbades 1 248 000 Mark. Das Bad soll mit dem warmen Kondensationswasser des Elektrizitätswerkes gespeist werden, das vom Werk mit 40 Grad Wärme abläuft und in einer zwei Kilometer langen Röhrenleitung mit 38 Grad in der Badeanstalt ankommt. Das städtische Elektrizitätswerk berechnet für den Kubikmeter Wasser 6 Pfennig, wobei beide Teile recht gute Geschäfte machen. Insgesamt

kommt ein Kubikmeter Wasser der Badeanstalt einschließlich Amortisation und Verzinsung der Röhren- und Pumpanlagen auf diese Weise auf 9 Pfennig zu stehen. Der städtische Zuschuß zu dem Hallenschwimmbad ist auf 24 000 Mark im Jahre berechnet.

Das Projekt der Erbauung der höchsten und größten Schwebebrücke der Erde ist im allgemeinen fertiggestellt und von den Behörden New Yorks und New Jersey auch garantiert worden. Die Brücke wird den Hudson überqueren und 2½ Kilometer lang und 60 Meter breit sein. Auf dieser Brücke werden ein Geleise für Eisenbahnzüge, vier Geleise für elektrische Trambahnen, zwei Straßen von je 10 Metern Breite und zwei Fußgängerwege von ungefähr 25 Metern Breite angelegt werden.

Auf Posten sich selbst gerichtet. Die Truppen der Budweiser Garnison hatten eine Garnisonübung absolviert. Während eines Feuergefechtes feuerte der Infanterist Prokesch des Inf.-Reg. Nr. 88 aus der Schwarmlinie aus Unvorsichtigkeit eine blinde Patrone gegen seinen Kameraden Nowy von dem 2. Bataillon ab. Der Papierpfropf drang dem Nowy in den linken Oberschenkel und zerriß die Hauptschlagader. Der Infanterist wurde in das Truppenspital gebracht, doch erlag er bald seiner Wunde. Da es außer Zweifel war, daß Prokesch ohne böswillige Absicht den Infanteristen Nowy angeschossen hatte, wurde gegen ihn zwar die Untersuchung eingeleitet, doch blieb er bei seiner Kompagnie. Prokesch wurde als Wachposten vor das Rudolfstädter Zeugdepot aufgeführt. Kurz nachdem er seinen Posten bezogen hatte, erschloß er sich.

Deutsch-amerikanische Heirat. Die zweite Tochter des amerikanischen Botschafters in Berlin, Nancy Leishman, hat sich mit dem Herzog Karl von Croy verlobt. Der Bräutigam, der am 11. April 24 Jahre alt geworden und Leutnant im Regiment Gardedukorps in Potsdam ist, gehört als Eigentümer der Herrschaft Dühren in Westfalen dem deutschen hohen Adel an. Diese Eigenschaft wird er auf eine Gemahlin bürgerlicher Herkunft und ihre Nachkommen schwerlich übertragen können. Da der Herzogtitel von Croy aber französischen Ursprungs, dem deutschen Fürstenrecht also nicht direkt unterworfen ist, wird die künftige Stellung von Fräulein Nancy Leishman als Gemahlin des Herzogs von Croy nicht leicht zu klären sein. Der Herzog von Croy hat seinen Abschied eingereicht. Die offizielle Veröffentlichung seiner Verlobung soll erst nach Bewilligung seines Abschiedsgesuches geschehen.

Eine geheimnisvolle Geschichte, die die Pariser Polizei in Atem hält, wird von dort gemeldet: Ein Pariser Advokat, der mit seinem Freunde im Automobil von der Jagd nach Paris zurückkehren wollte, fand in dunkler Nacht in strömendem Regen eine junge, nach den Aussagen aller Augenzeugen sehr schöne Frau in schlafähnlichem Zustande auf der Straße liegen und hätte sie beinahe überfahren. Ein junger Arzt, der sich in der Gesellschaft befand, sprang vom Automobil und bemühte sich um die wie tot Daliegende. Nach wohl einhalbstündigem Bemühen gelang es ihm endlich, die junge Frau aus dem aller Wahrscheinlichkeit nach hypnotischen Schlaf zu erwecken. Nach Font-sur-Yonne gebracht, wollte sie der Polizeimeister vernehmen, doch verfiel sie in so heftige Weinkrämpfe, daß sie der Sprache nicht mächtig war. Nachdem sie sich endlich so weit beruhigt hatte, daß sie reden konnte, sagte sie nur: „Ich weiß nichts, ich erinnere mich an gar nichts.“ Sie wiederholte das immer wieder. Sie behauptete, um ihre Perso-

nalien befragt, Etienne Boulan zu heißen, aus Paris zu stammen und daselbst in einem Spital Wärterin zu sein und einem der Aerzte, der zu einer schwierigen Operation in diese Gegend berufen worden war, hierher gefolgt zu sein. Auf telegraphische Anfrage in dem von ihr genannten Pariser Spital ergab sich die völlige Unwahrheit dieser Angaben. Die bisherigen Nachforschungen der Polizei vermochten nicht, das tiefe Dunkel, das die Heldin dieses romantischen Abenteurers umgibt, zu durchleuchten, und von den vielen Hypothesen, die man in Paris über dieses Geschehnis aufgestellt hat, findet die, daß es sich um ein galantes Abenteuer handelt, den meisten Glauben.

Ein verständiges Verbot. Der Polizeipräsident von Magdeburg hat dem französischen Abgeordneten Compere Morel, der am 13. April in zwei sozialistischen Demonstrationsversammlungen gegen die deutsche Wehrvorlage über den Chauvinismus in Frankreich sprechen sollte, jede Beteiligung an öffentlichen politischen Versammlungen im Regierungsbezirk Magdeburg verboten, und ihn denn auch glücklich aus der Stadt abgeschoben. In Braunschweig erhielt Morel schon bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof den Ausweisungsbefehl aus der Stadt.

Ein neuer Spionagefall in Oesterreich. Aus Wien wird unter dem 11. April gemeldet: Grosses Aufsehen erregt die Verhaftung des Oberleutnants Cedomil Jandric des 3. bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments und seines Bruders Alexander Jandric. Cedomil Jandric hat die Militärakademie in Wiener-Neustadt mit doppelter Auszeichnung absolviert und war dann nach Bosnien ausgemustert worden. Auf Veranlassung seines Akademiekameraden, des Sohnes des Chefs des Generalstabs Conrad von Hoetzendorff kam Jandric nach Wien und an die Kriegsschule, wo er gleichfalls Kamerad des jungen Hoetzendorff war. Jandric und sein Bruder führten ein verschwenderisches Leben, und durch ihre bedeutenden Geldausgaben wurde die Polizei auf sie aufmerksam. Man erfuhr, daß ein Militärattaché einer fremden Macht sehr häufig bei ihnen verkehrte. Unlängst früh erschien der Majorauditor Jaroslaw Kunz, der auch seinerzeit bei Affäre Hofrichter führte, in der Wohnung der beiden Brüder und nahm eine Haussuchung vor. Bei der zahlreichen, ungemein belastendes Material zutage gefördert wurde, das den Beweis lieferte, daß die beiden Brüder an einer in größtem Maßstab betriebenen Spionage beteiligt waren. Sie haben beide, wie aus Briefen hervorgeht, sehr große Geldbeträge von einer fremden Macht erhalten, und es ist zweifellos, daß diese Spionageorganisation ihre Netze über die ganze Monarchie gesponnen hatte. Jandric war wegen seiner besonderen Fähigkeiten betraut, Arbeiten, die die größte Diskretion erforderten, zu verrichten. Er hat jedoch die Schriftstücke kopiert und dem fremden Militärattaché übergeben. Es stehen in dieser Affäre noch zahlreiche Verhaftungen bevor. Oberleutnant Jandric wurde dem Garnisongericht, sein Bruder dem Landesgericht eingeliefert. Jandric ist serbischer Nationalität und in Kroatien geboren.

Ein Drama aus den russischen Wäldern, das sich kürzlich in den Wäldern der Umgegend von Astrachan ereignete, wird dem „Wjedomosti“ berichtet. Ein Bauer namens Grusneijow fuhr mit seiner Frau und seinem vier Jahre alten kleinen Kinde im Schlitten nach Woltshumi. Wenige Meilen vor der Stadt wurde in den Wäldern der Schlitten am Abend von einem Rudel hungriger Wölfe angefallen. In ihrem maßlosen Entsetzen verlangte die Bäuerin, man möge den Tieren das Kind hinwerfen. Der Mann aber sträubte sich dagegen

und bearbeitete die Pferde mit der Peitsche. Doch bald zeigte sich, daß die Jagd mit dem Siege der Wölfe enden würde, die Verfolger gewannen Terrain, und in der Angst der Verzweiflung warf der Bauer nun doch das Kind auf den Waldweg hinaus. Aber dieser Versuch, das Kind zu opfern, um das eigene Leben zu retten, mißlang. Die Wölfe stürmten an dem Bündel mit dem Kind vorüber, folgten dem Schlitten weiter und zerrten schließlich den Bauer aus seinem Gefährt. Die Frau verlor die Besinnung und in wildem Galopp setzten die von Angst gepeitschten schreuen Pferde die Fahrt fort. Als der Schlitten mit den scheuen Tieren in die Stadt brauste und endlich zum Stehen gebracht war, fand man die Bäuerin besinnungslos auf dem Boden des Gefährtes. Die sofort ausgesandte Rettungsexpedition stieß bald auf die zerfleischten Ueberreste Grusneijows. Als man aber den Weg weiter zurückverfolgte, entdeckte man auf der Straße auch bald ein kleines buntes Bündel: es war das in seine Tücher gehüllte Kind, das friedlich schlief und nicht die geringste Verletzung aufwies. Man brachte es in die Stadt, wo es sich schnell von den Folgen der Kälte erholte.

Ein schweres Flugunglück hat sich in Kalifornien zugegetragen. Die beiden nordamerikanischen Leutnants Rex Chandler und Brereton stiegen in San Diego in einen Wasserflugzeug auf. Als sie über die See dahinfliegen, stürzte plötzlich Chandler aus einer Höhe von über 100 Metern in die Tiefe und war sofort tot. Das Flugzeug bäumte sich auf und schoß dann gleichfalls in die Tiefe. Leutnant Brereton konnte zwar gerettet werden, allein er hat schwere Verletzungen davongetragen. Die Ursache des Unglücks ist noch nicht bekannt geworden.

Der reichste Mann Englands gestorben. Auf seinem Gute, in der Nähe von Newport, ist der reichste Mann von England, Viscount Tredegar, gestorben. Sein Jahreseinkommen, meist aus Mieten in Wales und anderen Teilen des Königreichs, sowie großen Besitzungen in Indien und anderen Kolonien, werden auf fünf Millionen Dollars geschätzt.

Selbstmord im Vatikan. Im Vatikan stürzte sich der 30jährige Koch Giuseppe Marinelli aus einem 30 Meter hoch gelegenen Fenster in den Hof; er blieb auf der Stelle tot. Marinelli stand im Dienste des Sekretärs der Ritenkongregation Monsignore Sanz De Samper. Er galt als Trinker und dürfte den Selbstmord auch im betrunkenen Zustande begangen haben. Es wird hervorgehoben, daß dies seit 1870 der erste Selbstmord ist, der sich innerhalb der päpstlichen Paläste ereignete. Die Leiche Marinellis wurde von päpstlichen Gendarmen aufgefunden und in das städtische Spital von Santo Spirito gebracht. Da der Vatikan als exterritorial betrachtet wird und daher alle dementsprechenden Privilegien genießt, mußte bei der Fortschaffung der Leiche am „ehernen Tor“ des Vatikans, das die Grenze zwischen dem päpstlichen Dominium und dem Königreiche Italien bedeutet, eine förmliche Uebergabe seitens eines Leutnants der päpstlichen Gendarmen an den italienischen Polizeikommissär Cav. Bertini stattfinden. Der päpstliche Offizier berichtete über den Hergang des Selbstmordes und wurde von dem Polizeikommissär ersucht, eine Untersuchung des Vorfalles zu veranlassen und das Resultat dann der Polizei mitzuteilen.

Schmachvolle Kriegführung der Franzosen. Die Pariser „Humanité“ veröffentlicht Berichte ihres Korrespondenten in Marokko über die französische Kriegführung im Norden Afrikas, die außerordentlich großes Aufsehen erregen. Das

Blatt meldet: General Francher d'Espery befindet sich mit seinen Truppen auf dem Marsche nach der Kaaba Anflus. Da Gewaltmärsche durchzuführen waren, wurde eine Reihe von Verwundeten schlapp, so daß deren Transport den Marsch der Kolonne behinderte. General Francher d'Espery gab deshalb einem Korporal den Befehl, den Verwundeten den Todesstoß zu geben. Da dieser sich weigerte, forderte der General einen Leutnant auf, die Kranken zu erschießen. Doch auch er widersetzte sich dem Befehl des Generals und ebenso ein Adjutant, der erklärte, er könne dafür die Verantwortung nicht übernehmen. Die Verwundeten wurden daher ihrem Schicksal überlassen. Die Zurückgelassenen wurden jetzt gräßlich verstümmelt aufgefunden. Der General mußte wissen, daß das Schicksal der Verwundeten besiegelt sei, wenn er sie schutzlos zurücklasse, und daß sie von den Arabern ermordet werden würden.

Der mißglückte Ozeanflug. Der mit Tamtam angekündigte Reklameflug über den Atlantischen Ozean gestaltet sich zu einer Komödie à la Wellmann. Nach einer Meldung aus Las Palmas hat den Ballon Suchard II. dessen Abfahrt durch Mangel an Gas verzögert wurde, ein neues Mißgeschick betroffen. Durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters blieb das Hauptventil des zu dreiviertel gefüllten Ballons geöffnet, so daß sämtliches Gas entwich. Der Vertreter der Unternehmer der beabsichtigten Luftfahrt nach Amerika erklärte, das Unternehmen sei aufgegeben. Die Teilnehmer kehren nach Deutschland zurück. Der echt amerikanisch angekündigte sensationelle Reklameflug Bruckers über den Atlantischen Ozean mit dem Ballon Suchard hat damit einen grotesken und kläglichen Abschluß gefunden, daß man die unglücklichen Geldgeber nur bedauern kann. Die ganze Geschichte mutet an wie die denkwürdige Komödie des smarten Wellmann, der die jahrelangen Vorbereitungen zu seinen beabsichtigten Flügen nach dem Nordpol und über den Atlantischen Ozean als nährenden Beruf betrachtete.

Bürgermeisterwahl mit Hindernissen. Nach siebenmaliger Bürgermeisterwahl, die sechsmal hintereinander infolge erfolgreicher Proteste ergebnislos verlief, kommt jetzt endlich die Offenbach benachbarte Gemeinde Jügesheim zur Ruhe. Das Kreisamt hat den wiederum gegen die Gültigkeit der Wahl eingelegten Protest diesmal abgewiesen und die klagende unterlegene Partei zu den Kosten verurteilt. Die Gemeinde Jügesheim hat also nach dreijährigem Kampfe ihr Oberhaupt, und der arg auseinander geratene Bürgerfrieden wird nun wohl auch wieder einziehen.

Ein Erholungsheim für Seeoffiziere und Auslandsdeutsche als Jubiläumsspende. Zum Regierungsjubiläum des Kaisers beabsichtigt die Göttinger Bürgerschaft eine Stiftung zur Errichtung eines „Erholungsheims für Offiziere und Beamte der deutschen kaiserlichen und Handelsmarine“ in Göttingen. Das für das Heim notwendige Gelände will die Stadtverwaltung am Hainberge zur Verfügung stellen. Das Heim soll gleichzeitig auch für Beamte, Angestellte und Ansiedler der deutschen Kolonien und für Auslandsdeutsche bestimmt sein. Man erwartet, daß sich bei dem nationalen Charakter der Stiftung weitere Kreise an der Aufbringung der Mittel beteiligen werden. — Der Kreistag des Kreises Worbis beschloß, sich an der Provinzialspende zum Regierungsjubiläum des Kaisers mit einem Betrage 1000 Mark zu beteiligen und ferner als Kreisspende am 15. Juni 1913 und vom Jahre 1914 ab alljährlich am Sedantage bis auf weiteres 500 Mark als Beihilfen an Veteranen und deren Hinterbliebene auszahlend.

Kann Frankreich jetzt Zeppeline bauen?

Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt, der Sachverständige für Flugschiffahrt des Berl. Lok.-Anz., schreibt seinem Blatte:

Nach den jetzt vorliegenden Nachrichten wird die Annahme bestätigt, daß der Führer in Frankreich gelandet ist, weil er dies für seine Pflicht gehalten hat. Ein Schaden der Schrauben oder der Motoren liegt nicht vor. Tatsächlich würde man auch in Frankreich sehr erregt sein, wenn das Luftschiff wäre. Dann hätte man sicher angenommen, es handelte sich um beabsichtigte Spionage. Die wichtigste Frage, die bei uns im Vordergrund der Erörterung steht, ist zweifellos die, ob die Franzosen imstande sein werden, ein Zeppelinschiff nachzubauen, wenn sie jetzt das Fahrzeug in allen seinen Einzelheiten nachmessen, aufzeichnen und abphotographieren. Denn nur darum kann es sich handeln, da sie nach dem Völkerrecht nicht berechtigt sind, Privateigentum zurückzubehalten. Ich muß die Frage verneinen! Unzweifelhaft wird den Franzosen das Studium außerordentliche Vorteile bringen, und es ist höchst bedauerlich, daß gerade das beste Luftschiff der Welt ihnen in die Hände gefallen ist; aber allzu tragisch braucht man den Zwischenfall nicht zu nehmen. Der bekannte französische Konstrukteur Spieß, der schon seit längerer Zeit mit wenig Erfolg an seinem Starballon baut, wird sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, alle Einzelheiten des Schiffes aufmerksam zu studieren. Uebrigens hatte er schon einmal Gelegenheit, in einem Zeppelin zu fahren. Er weilte im vergangenen Frühjahr mit einigen französischen Luftschifferoffizieren in Baden-Baden. Auch Luftschifferoberst Bouttieux machte damals eine Fahrt, die nachher im Gewittersturm endigte. Von wirklichem Nachbauen nach einem fertigen Schiff, das immerhin doch nur wenige Stunden besichtigt werden kann, bis zur Vollendung eines betriebsfähigen Fahrzeuges ist noch ein gewaltiger Schritt. Insbesondere wird es auch schwer fallen, die Maybachmotoren so ohne weiteres zu kopieren. Es wird also längere Zeit dauern, bis die Vorteile, die die französischen Konstrukteure jetzt unzweifelhaft bekommen werden, ihre Früchte tragen. Erst die genaueste Kenntnis der Konstruktionszeichnungen, und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, befähigt eine Fabrik, ein Fahrzeug sofort genau nachzubauen. Wenn das nicht so wäre, brauchten wir in Deutschland nicht so dringend nach einem Luftflottenplan zu rufen. Dann brauchten wir nicht den Wunsch zu haben, in Potsdam eine zweite Werft zu schaffen. Nur ausgebildete, geübte Arbeiter, die längere Zeit mit der Arbeit an einem bestimmten Stück beschäftigt sind, geben erst die Gewähr zur tadellosen Ausführung, für tadelloses Funktionieren nach dem Zusammensetzen der einzelnen Teile. General Hirschauer, der Chef des französischen Militärluftfahrzeuges, hat sich jetzt nach Lunéville begeben, um alles Weitere zu veranlassen. Der dem Verfasser persönlich bekannte General entstammt dem Elsaß; er ist ein ruhiger, besonnener Mann, der unbeirrt, nur für die Sache lebend, seinen Weg geht, selbstverständlich stets auf das Interesse seines Vaterlandes bedacht, aber auch vornehm in seiner ganzen Denkungsart. Aber er hat natürlich möglichst viel Nutzen aus diesem Zwischenfall zu ziehen gesucht. Der Zwischenfall zeigt, daß man unbedingt an die Einrichtung einer zweiten Zeppelinwerft denken muß und daß man künftig bei Abnahmefahrten recht vorsichtig sein muß. Der Mangel einer genügenden Anzahl von Luftwarten in

Deutschland hat sich diesmal recht unangenehm bemerkbar gemacht. Ständige Luftobservatorien müßten mindestens noch in Straßburg und Metz bestehen, damit stets, wenn sich Schiffe in der Luft befinden, Untersuchungen der Atmosphäre mit Drachen und Ballons aufgestellt werden können. Bei plötzlich eintretendem Wechsel der Wetterlage müßten diese dem Luftschiff auf funkentelegraphischem Wege Nachricht geben. Millionen Werte können gespart werden, und die geringen Kosten für selbständig arbeitende Luftwarten aufgewendet werden. Ferner wäre zu erwägen, ob man jetzt auch die Orientierungstafeln nach dem System des Rittmeisters von Frankenberg in Angriff nehmen soll, da diese schnellstens ohne Messungen durch einfache, weithin sichtbare Zahlen und Buchstaben den Ort erkennen lassen, wo man sich befindet. Manche Vorbedingung wird noch erfüllt werden, ehe die Zwischenfälle bei Luftschiffahrten selten werden. Ganz wird man sie natürlich ebensowenig wie bei der Seeschiffahrt ausschalten können.



Unterhaltungsecke



Auflösungen der letzten Aufgaben.

Auflösung des Kopfünderungs-Rätsels:
Frost Reiz Iris Euter Delch Reck Ilm Cent Heim
Hain All Aal Sund Engel.
Friedrich Haase.

Auflösung der Namen-Umbildungs-Aufgabe:
Ur(sel Mar)kus. Kla(ra Hel)muth. Her(ber) Ram-
ses. Rein(hart Wig)bert. Ro(ger Da)niel.

Auflösung des Bilder-Rätsels:
Mondfinsternis.

Auflösung des Rätsels:
Die Rinde.

(Auflösung der Dreisilbigen Charade:
Ritter — Sporn, Rittersporn. Das andere Tier ist
der Hahn.

Auflösung des Vexier-Bildes:
Bild links drehen, dann ist der Spielgefährte rechts
oben zwischen Blättern und Hügel im Vordergrund
zu sehen.

Auflösung der Skat-Aufgabe:
A spielte Grand.
Er hatte e W, g W, e 10, e K, e 9, e 8, e 7, s D,
s K, s 9;
B hatte s W, g D, g 10, g K, g O, g 8, g 7, s O,
s 8, s 7.
(Null ouvert.)

Gang des Spiels:
1. g W, s W, r W. 2. e K, g D, e O.
Hiernach zog der Spieler Eichel weiter, wobei B,
um später wimmeln zu können, die drei Schellen
abwarf, und A hatte Rest.

Neue Aufgaben.

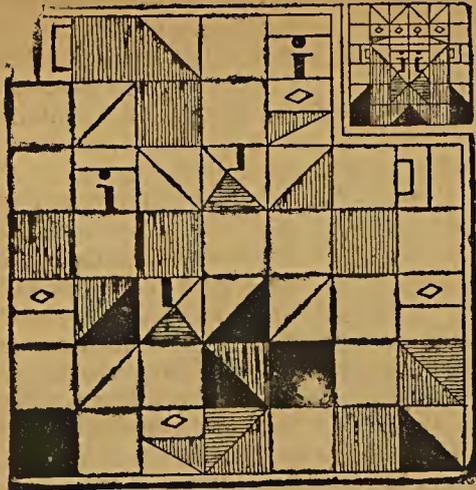
Silben-Aenderungs-Rätsel.

Die 5 Worte:

Code Eiffel Keller Plan Sage
bringe man in eine andere Reihenfolge, so daß die
Anfangsbuchstaben einen Handelsartikel im Schläch-
tereigewerbe ergeben, wenn man diese zusam-
menfügt.

Streicht man nun die erste Silbe dieser 5 Worte
und ersetzt selbige durch eine der nachfolgenden:
Raf Sta Ta U Wie, so nennen uns diese Anfangs-
buchstaben ebenfalls einen Handelsartikel im glei-
chen Gewerbe.

Zusammensetz-Aufgabe.



Aus den verschiedenen Quadraten soll das Bildnis eines alten Nordlandskönigs zusammengesetzt werden.

Skat-Aufgabe.

A (Vorhand) verlor Eichel Solo mit Schneider auf folgende Karten:

g W, r W, s W, e 10, e 9, g 10, g 9, r D, r 10, s D. Auch Grün Solo hätte er mit Schneider verloren. Beide Gegner hatten gleiche Augenzahl in ihren Karten, und jeder in beiden genannten Farben drei Trümpfe. Im Skat lagen 8 und 7 derselben Farbe. B, mit drei Sieben in der Hand, hatte bis Rot Solo gcreizt.

Wie waren die Karten verteilt? Wie war der Gang des Spiels?

Visitenkarten-Rätsel.

Willi Unterland

Westerode

Durch Umstellung der Buchstaben auf dieser Karte ermittle man den Anfang eines militärischen Liedes.

Bilder-Rätsel.



Logograph.

Was mit W im Walde schlägt, Diesem hörst du gerne zu; Ohne Kopf wird's aufgelegt, Und zu deinem Bier kommst du.

Rätsel.

Zur Suppe es die Hausfrau gibt, Und manchmal an die Sauce, Auch ist es in der Wurst beliebt Und auch in manchem Klobe.

Doch änderst du mit ein'gem Witz Am Schluß des Worts den Laut, So wird ein adliger Besitz Aus einem würz'gen Kraut.

Lebensweisheiten.

Frage deinen Besuch nicht erst: „Würden Sie etwas mitessen, sondern setze ihm gleich etwas vor.“

* * *

Unterscheide Freundlichkeit von Freundschaft.

* * *

Bringe Wünsche und Wege in Einklang.

* * *

Unterhalte deinen Nächsten nie zu lange über deine Interessen, wenn du die seinigen nicht kennst.

* * *

Habe Mitleid, aber bemitleide nicht.

* * *

Gib dem schwach oder mittel Begabten bei der Erziehung keine zu heroischen Vorbilder als erreichbares Ziel.

* * *

Veranlasse keinen Platzwechsel, wenn deine Gäste sich behaglich fühlen.

* * *

Kommst du nicht vorwärts, so schau rückwärts.

* * *

Bei der Wahl eines Berufs laß dir vom Fachmann Auskunft geben, aber nicht Rat erteilen.

* * *

Beginne ein Widersprechen nicht mit nein, sondern mit ja.

Nachdenkliches

Das Leben spricht: „Verzichte!“

* * *

Zur Geduld gehört konzentrierte Kraft.

* * *

Pedanterie ist die Stiefschwester der Ordnung.

* * *

Auf viele Menschen gewinnt man Einfluß, indem man sie reden läßt.

* * *

Einen Ozean von Widersprüchen überbrückt die Zunge.

* * *

Viele Leute meinen, sie sagen die Wahrheit, und sind doch nur grob.

* * *

Hoffnung ist der beste Arzt und Geduld oft besser als alle Medizin.

* * *

Wenn jemand mit seinem Gewissen zu unterhandeln beginnt, ob etwas recht oder unrecht sei, so ist es meist unrecht.

* * *

Takt ist die Gabe, in Beziehung zu anderen Personen stets — oder fast stets — das Richtige zu treffen.

Bedingung. „Ihre Nichte ist aber ganz reizend! Wirklich ein entzückendes Mädchen, würden Sie mich ihr wohl vorstellen?“ — „Ich mache Sie aber gleich darauf aufmerksam, Hoffnungen auf ihre Hand dürfen Sie sich nicht hingeben. Sie studiert nämlich Medizin, will sich zur Spezialistin ausbilden und nimmt nur einen Mann mit einem abnormen Zwiebelkopf.“

Prinzipiell. Herr (im Heiratsbureau): „Zeigen Sie mir das Bild der Dame, die eine Mitgift von 30.000 Franken erhält.“ — Heiratsagent: „Bei Damen mit großem Vermögen zeigen wir prinzipiell die Photographien nicht!“



Feuilleton.

Die schöne Blonde.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.
(Schluß.)

Sie schwieg eine Weile, dann sah sie den Kommissar fast vorwurfsvoll an:

„Sie glauben's mir wohl nicht, Herr Kommissar?“

„Doch,“ sagte er, „ich glaube Ihnen jedes Wort! Ich weiß sogar, daß Sie recht haben.“

„Aeh!“ Sie riß ihre braunen Augen weit auf. „Woher wissen Sie es denn?“

Der Kommissar war sich nicht einen Augenblick unklar, daß er das im Schlafzimmer der schönen Missetäterin beläuschte Gespräch hier, vor diesen Ohren besser nicht erwähnte. Er umging die Frage und sagte:

„Haben Sie sonst noch jemand gesehen, der . . . ich meine irgendeinen Menschen, der Beziehungen hat zu der Gesellschafterin?“

„Beziehungen?“ Sie verstand das nicht sofort.

„Ach so, 'n Herrn, meinen Sie? . . . Nein, gesehen hab' ich den nich, aber gesagt hat sie's! 'n Bruder! . . . Haha! Schöner Bruder! Haha! Der Franz! So'n Dummer! . . . Was der sich alles erzählen läßt! Das ist natürlich ihr Bräutigam, der erwartet sie da, auf der Station, wo sie langkommen, auf der Reise.“ . . .

„Hat sie den Namen nicht gesagt, wie die Station heißt?“

Das Mädchen wurde ganz kleinlaut, aus der schnellen Frage des Kommissars hörte sie wohl, wie wichtig ihm das sei; so klagte sie:

„Man kann das doch nich alles behalten . . . unerserer ist ja zu dumm dazu! Ach, Herr Kommissar, wenn Sie dagewesen wären! In der Kleiderkammer hab' ich gestanden, dicht neben ihr Zimmer . . . nicht zu atmen hab' ich mich getraut!“

Nun mußte Dr. Schavrell doch lächeln.

Sie aber nahm das als eine Bestätigung für ihre Vermutung vorher und sagte voll Hohn:

„Na, nich wahr, daß der nachher der Dumme ist, der Franz, das is doch klar! Erst soll er die gnädige Frau Baronin um die Ecke bringen, und denn lassen sie ihn sitzen! . . . Weiter doch nichts!“

„Meinen Sie wirklich, daß sie das vorhaben, die Leute?“

„Na, was denn sonst? Von selbst gibt sie doch das Geld nich raus!“

Der Kommissar mußte abermals an jenen Abend bei Frau v. Lehnemark und die Worte des Dieners denken, die er selber gehört hatte. Die Martha, die ihm damals doch auch gesehen haben mußte, wenigstens in den Salons schien sich seiner nicht zu erinnern.

„Wer reist denn sonst noch von der Dienerschaft mit?“ fragte er.

„Franz, weiter keiner.“

Der Kommissar dachte nach.

„Also gut . . . vor allen Dingen dürfen Sie sich nichts merken lassen, Fräulein! Nicht das geringste, verstehen Sie! Seien Sie freundlich und ruhig, wie sonst! Auch zu der Gesellschafterin!“

„Zu der?!“ Martha, deren vom Weinen fleckiges Gesicht auf einmal ganz zornrot wurde, ballte förmlich die großen Fäuste.

„Die! Herr Kommissar . . . die! . . . Die läßt einen ja nich 'ne Stunde in Ruhe! Ich wäre schon längst wech, wenn das nich wäre mit den Franz! Und die Köchin geht auch! Das hält sie nich aus, sagt sie, daß ihr jeden Tag das Buch revidiert wird, wie'n Verbrecher!“

Der Kommissar lächelte von neuem.

„Na ja, aber“ . . .

„Nein, Herr Kommissar Sie wissen das nich! . . .

Wie die hinter uns her is und schimpft! Zerfusseln könnte man sich un is ihr doch nicht recht! Un bloß aus Niederträchtigkeit! Un denn geht sie hin zu die gnädige Frau Baronin un macht un tut, wie wenn sie'n Engel wäre un wir taugen bloß nichts! Nee, so was!“

Dr. Schavrell elgte der Erbosten die Hand auf den Ärmel des lichtgestreiften Waschkleides.

„Wenn wir etwas Großes erreichen wollen, liebes Fräulein, dann müssen wir all das Kleine ausschalten und beiseite lassen! Sie wollen doch Ihren Bräutigam retten, nicht wahr? Nun, und dazu müssen Sie vor allen Dingen im Hause der Baronin bleiben, das sehen Sie doch auch ein, nicht?“

Das Mädchen, dem die Lippen bebten, nickte.

„Na, sehen Sie, wenn das Fräulein heute zu Frau v. Lehnemark sagt, sie soll Sie entlassen, dann sind Sie 'ne Stunde später draußen! Und dann haben wir ganz und gar verspielt. Ist der Tag schon bestimmt, wann die Herrschaften reisen?“

„Ja, soviel ich weiß Mittwoch.“

„Gut, das sind noch sechs Tage! Wenn bis dahin das Geringste vorfällt, was Sie für wichtig halten, gehen Sie sofort aufs nächste Posttelefon und klingeln mich an. Sehen Sie sich aber auch gut um, daß Ihnen keiner nachkommt. So, und nun gehen Sie mit Gott! Auf den und vielleicht auch ein bißchen auf mich dürfen Sie fest vertrauen!“

Der Kommissar reichte ihr seine Hand, und ehe er sichs versah, fühlte er darauf des Mädchens warme Lippen.

* * *

Man war schon in Reisetimmung in der Villa der Frau v. Lehnemark. Jene leichte Unruhe hatte die Bewohner ergriffen, die eine Veränderung des Aufenthaltsortes stets mit sich bringt und welcher selbst der nicht entgegen wird, der sich wie die alte Dame mit den weißen Scheitelpuffen alle Mühe gibt, die Gemütlichkeit in seinem Heim bis zum letzten Augenblick festzuhalten.

Sie selbst, die Frau des Hauses, stand gerade mit ihrer Gesellschafterin vor einem Bilde im Musiksalon, dessen glattes Parkett glänzte und der selbst an den Fenstern nur eine hauchfeine Mullverkleidung aufwies, um jede Schalldämpfung zu vermeiden.

So wirkte das klangvolle Organ der schönen Blondin hier noch heller, glänzender. Sie sagte, ihre merkwürdig leuchtenden Augen auf das Bild richtend:

„Wo haben Sie das her, liebe, gnädige Frau?“

„Auf einer Auktion bei Lepke hab' ich es gekauft . . . eine Kopie, wie Sie sehen . . . nach einem englischen Original . . . aber ich habe es sehr gern. Die Idee, diesen feinen, alten Herrn — offenbar ein Landlord — den so ganz allein an die große, mit Rosen übersäte Tafel zu setzen. Das ist köstlich! Und weiter sieht man zuerst nichts . . . nur der alte Mann in tadellosem evening dress. Erst wenn man näher hinblickt, versteht man die freudige, gerührte, Geste, mit der er seinen Champagnerkehl erhebt. Die Geister seiner Jugend, die lieben Menschen, die vor ihm ins Grab gesunken sind, die kommen alle wieder . . . die sind wieder bei ihm, und mit ihnen scherzt und lacht und zecht er, der alte Gentleman, wie in vergangenen Zeiten.“

Die Stimme der alten Dame, deren Herz so leicht mitschwang, bei jedem Eindruck, den sie tief empfing — ihre Stimme war bewegt und bebte.

„Es gibt ja nichts Schmerzlicheres, aber auch

nichts Süßeres wie Erinnerungen . . . und wenn man alt wird, wie ich . . . dann kommen sie von überall, aus allen Winkeln kriechen sie hervor . . . und manchmal . . . da sieht man sie auch lebend wieder.“

Die alte Frau schwieg und fuhr sich mit ihrem Spitzentuch über die Augen. Die Blonde, die größer war, legte ihr leicht den Arm um die Schulter und sagte flüsternd:

„Meine liebe, gute Mutter, Sie dürfen nicht weinen!“

„Wie gut du bist, Kind!“ erwiderte Frau v. Lehmark ebenso leise. „Ach und ich, wie glücklich bin ich, daß ich dich habe! Denke doch nur, vorhin, nach dem Essen, da träum' ich doch immer ein bißchen . . . da träum' ich, du kommst herein, aber nicht so wie jetzt, weißt du, wie die Martha, in der Wirtschaftsschürze und mit dem Häubchen auf deinem goldenen Haar!“

Die alte Dame sah entzückt auf zu dem Scheitel des schönen Mädchens, das seinen Kopf, wie in liegender Demut, senkte.

„Und da fiel mir ein,“ fuhr die Aeltere fort, „vor zwei Jahren im Hotel de l'Europe in Wiesbaden, da hatte ich ein Stubenmädchen, das sah dir zum Verwechseln ähnlich . . .“

„Komisch!“ Die alte Dame sann ihren Erinnerungen nach; so sah sie nicht das aufzuckende Erschrecken im Antlitz der Blondin. „Selbst deine Stimme war es, dein Gang, deine Haltung . . . alles.“ . . .

„Acht!“ Das Fräulein lächelte längst wieder in naiver Verwunderung.

„Ja, mein Herz, da hast du eine vollkommene Doppelgängerin gehabt!“

Die Tür vom Korridor ging auf, und der Professor, der seine Absicht von vorgestern, gleich nach Kiel zurückzureisen, auch heute noch nicht verwirklicht hatte, trat jünger und fröhlicher als je herein.

„Wollen wir also der Martha kündigen, gnädige Frau?“ sagte die Blonde jetzt wieder lauter und in förmlichen Tone. „Solange wie wir fort sind, genügen ja zwei auch . . . die Köchin und Lisette.“

„Ja, ich weiß nicht, liebe Erna, mir scheint aber das Mädchen, die Martha, sonst ganz brauchbar . . . und sie ist nun auch schon zwei Jahre hier.“ . . .

Die kräftigen Brauen, die, ein wenig dunkler als das goldige Haupthaar, dem schönen Gesicht des Fräuleins einen so stolzen und unbeugsamen Ausdruck gaben, wenn sie, wie eben, sich hoch und straff zogen, schienen der alten Dame förmlich Befehle zu erteilen. Und diese nahm ihre Worte zurück und sagte, fast eilig:

„Aber wenn Sie der Ansicht sind, daß es so richtiger ist, liebste Erna . . . Sie wissen ja, wie Sie's machen, so ist es recht! Mir ist's am liebsten, ich brauch' mich um diese Dinge gar nicht zu kümmern.“

„Was denn?“ fragte der Professor, der sich den Anschein gegeben hatte, als wollte er nur durch den Musiksalon hindurch ins Bibliothekszimmer gehen. „Um was handelt es sich denn?“

Er sah dabei von seiner Mutter zu der Blondin hin, die ihm mit ihrem Blick, wie ein sengender Streif, übers Gesicht fuhr, um dann mit einem Blumenlächeln vor sich hinzuschauen.

„Ich meinte,“ sagte sie, und der Wohlklang ihrer Sprache schlich sich in des Gelehrten immer freudiger geöffnetes Herz hinein, „ich glaubte, daß wir das ersparen könnten . . . den Lohn für dies Mädchen . . . es ist doch meine Pflicht, auch im Kleinen über das eigene Gefühl hinwegzuleiten. „Aber nun zu sorgen . . . nicht wahr?“

„Gewiß!“ Der Professor wollte mit seinem La-

sicher sollen Sie sparen, mein Fräulein, wo's angängig ist! Bloß hier . . . wissen Sie, ich möchte mit meiner Mutter für das Mädchen bitten . . . sie hat so einen treuen Blick . . . solche Menschen hab' ich gern!“

„Wenn der Herr Professor meinen . . . natürlich!“ Die Blonde war ganz glatt und ohne das geringste Widerstreben in der sich neigenden Bewegung ihres schlanken Leibes. „Dann bleibt sie . . . es liegt ja auch durchaus nichts Besonderes vor.“

„Das ist mir lieb, Erna, sehr lieb!“ sagte nun die alte Dame. „Sehen Sie, auch der Schein einer Ungerechtigkeit solchen armen Leuten gegenüber, denen das Leben so nicht viel bietet — wirklich, ich bin sehr froh, daß wir sie nun doch behalten wollen!“

Dem Professor schien es, als stehe seine Mutter ein wenig unterm Pantoffel; aber der Fuß und das ganze Geschöpf, das diesen Pantoffel trug, däuchten ihm selbst so über die Maßen reizend und begehrenswert, daß er alles verstand und mit einer inneren Genugtuung sich selbst derselben Nachgiebigkeit zieh, wenn sie nur in Anspruch genommen worden wäre.

„Ich muß nun noch ein paar Briefe schreiben! Ihr entschuldigt mich wohl!“ sagte die Mutter und grüßte mit einem klugen Lächeln die beiden, die im Gespräch zurückblieben. Der Professor argwöhnte in diesem Alleingelassenwerden mit der Schönen selbst etwas wie ferne Absicht, aber auch das erheiterte ihn nur; er war so froh wie selten in seinem Leben, als er sagte:

„Ich wollte mir eigentlich ein Buch holen, aber“ Den Nachsatz bildete ein langer, heißer Blick in Ernas blaue Augen. Sie errötete, sah an ihn vorbei, wie ein Jüngferlein, und ging mit kleinen, zagen Schritten nach der Tür zur Bibliothek hin. Er blieb neben ihr und sagte übermütig, wie ein ganz Junger:

„Sie werden sich doch nicht fürchten vor mir, liebe Erna?“

„Ich bin in diesem Hause nur eine Angestellte“, sagte sie, und man hörte ihrem Ton an, wie bang sie atmete.

„Für mich sind Sie“ . . . begann der Professor, dessen dunkle, meist ein wenig verschleierte Augen jetzt in schwarzen Flammen standen. Doch er führte den Gedanken nicht zu Ende, pausierte ein wenig und fuhr dann leise und erregt fort: „Sie sind sehr schön, Fräulein Erna . . . zu schön!“

„Das ist mein Unglück.“ Sie schien dem Schluchzen nahe.

„Beruhigen Sie sich doch!“ bat er. „Wahrhaftig, ich will nichts Unrechtes von Ihnen! Das Weib, das mich entzückt, muß ich auch achten können!“

Er hatte nach ihrer Hand gegriffen, deren zartes Fleisch sich, von der Gewalt seiner Erregung gepreßt, mit hellem Rot tupfte. Und der Mann, der mit verhaltenem Stöhnen vor dieser rätselvollen, ihm so über alles Hohe erhaben dünkenden Eva stand, dieser ernste, fast schwermütige Mensch mußte seine Zunge tausendmal zügeln, um nicht in Liebe und Zärtlichkeit sich ganz zu geben und diese blonde Zauberin auf der Stelle sich zu eigen zu machen . . . War ein letztes Schwingen des Mißtrauens in ihm, das die Worte des Dr. Schavrell doch hinterlassen hatten? Oder wollte der bisher so Einsame, den die Erkenntnis der allzu häufigen menschlichen Verkehrtheiten scheu und nachdenklich gemacht hatte, sich noch im letzten Augenblick der Fessel entziehen, die ihm die goldene Schönheit so unheimlich geschickt über den steifen Nacken warf? Doch der Argwohn, wenn noch ein Funke davon in ihm war, schwand; die ganze Vorsicht und Unnahbarkeit dieses in sich gekehrten

Charakters schmolz hin vor dem schmerzlichen Lächeln eines roten Mundes, dessen halbgeöffnete Lippen von der seligen Not eines Herzens redeten, das nicht die Kraft besaß, dem Geliebten länger zu wehren

„Erna,“ sagte der Mann, dem die Kiefer sich hart aneinanderpreßten, „Erna!“

Da lag sie an seiner Brust, da sah sie zu ihm auf, mit dem Wonnelächeln ihres schwindenden Bewußtseins. Sein Mund suchte ihren und — in der nächsten Sekunde standen sich die beiden bebend, aber in korrekter Haltung gegenüber.

Die Tür zum Korridor war mit einem förmlichen Krach aufgegangen, der Diener Franz prallte herein und fuhr wieder zurück, mit einer dumm gestotterten Entschuldigung.

Herr v. Lehnemark sah die Blonde heimlich prüfend an. Bestand am Ende doch ein geheimer Zusammenhang zwischen diesen beiden? Hatte der Kommissar recht mit seiner . . . Da sah er, wie das erschrockene, junge Gesicht ihm gegenüber auf einmal starr, leblos wurde; wie sich die Blonde mit einem tiefen Seufzer gegen eine Ohnmacht wehrte. Er führte sie zu einem Diwan aus grünem Leder, der zwischen den Bücherbreiten stand, und sagte, von seinen Gefühlen hin zu ihr und wieder von ihr fortgerissen:

„Ich werde meine Mutter herschicken.“

„Nein, bitte, ach nein,“ flehte sie, „ich will allein“ . . . Sie weinte nun doch, es schien sie zu zwingen.

Er hätte vor ihr niederstürzen mögen und ging doch heraus. Aber sein Blick, den sie erhaschte, gab ihr alle Versprechungen für die Zukunft. . .

Doch kaum war er hinaus, veränderte sich dieses holde, unschuldig leidende Gesicht und ward zur Meduse. Die blauen Augen brannten in Haß, und die weißen Zähne zwischen den Erdbeerlippen fletschten wie bei einem Raubtier. Dabei richtete sich ihr wütender Blick auf die Tür, hinter der sie immer noch den Diener Franz vermutete. „Ach, du! Untersteh dich und verdirb mir mein Spiel! Du!“ Ihre Lippen, die sich zitternd bewegten, spien rohe Worte, Flüche, je lautloser, desto haßerfüllter. Und dann kam das lauernd zum Sprung Geduckte wieder in ihr ganzes Bildnis: „Du wirst bald sehen! Wenn du erst hinterm Gitter sitzt! Du erbärmliches Tier, du! Aus meinem Wege . . . oder ich tret’ dich kaput!“ Ihr Zorn schien zum Nachdenken zu werden, das alles erwog und solches Hindernis gering ansah. Sieh mit der Zungenspitze die Lippen leckend, wie die Schlange, die nun auf ihr Opfer züngelt, erhob sie sich und ging, absichtlich laut und auch draußen hörbar, die Tür zur Rechten öffnend, durch das kleine Spielzimmer in den Wintergarten.

Dort, war verabredet, sollte sie sich mit dem Franz treffen, wenn eilige Auseinandersetzung nöt tat.

Er war schon drin und reinigte die Blätter der Palmen.

„Wenn Sie das noch einmal tun,“ sagte sie mit leisen, scharf akzentuierten Silben, „dann reise ich auf der Stelle ab und schreibe der Baronin alles.“

Da war er mit einem Sprunge bei ihr.

„Erna! Erna! Ich halt’s nicht aus!“ Er keuchte. „Ich kam’s nicht mit ansehen, daß der . . . daß der Sie liebt . . . und daß . . . daß Sie“ . . .

Sein Sprechen verlor sich in Seufzern. Sie ging langsam mit ganz kleinen Schritten vorwärts, jeden Augenblick auf das Hereintreten des Professors oder seiner Mutter vorbereitet.

„Ich muß das tun . . . ich muß, verstehen Sie! Wenn Sie nicht so entsetzlich dumm wären, würden Sie’s einsehen! Aber entweder — oder“ . . . Sie stand an der Tür zum Korridor und legte die Hand

auf die Klinke, wobei sie, sich noch einmal umwendend, leise sagte:

„Ich halte mein Versprechen . . . wenn Sie aber weiter so sind — ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in acht!“

Der Diener stand noch, als sie längst draußen war, tief betroffen auf demselben Fleck. Er glaubte ihr nicht, nein, gar nicht glaubte er ihr mehr. Aber seine Leidenschaft, seine blinde, zügellose, wahnwitzige Liebe zu diesem Mädchen riß ihn ihr nach und machte ihn zu einem armseligen, willenloser Werkzeug.

Er sah, daß die Tür zum kleinen Zimmer offen geblieben war. Die Blonde hatte hören wollen, ob von dort ihr jemand nachkam. Der Franz schlich hin, und er hatte sich nicht getäuscht, die Martha, seine ehemalige Braut, stand hinter der Tür und lauschte.

Er griff nach ihrer Kehle.

„Was willst du?“

„Laß los,“ ächzte sie, sich zurückwindend, „ich schrei’ um Hilfe!“

„Schrei!“ Aber er ließ doch von ihr und sagte dumpf:

„Ich bring’ dich noch um!“

„Das tu’ du man! Aber erst kommt du ins Zucht-haus! Und die da!“ Sie zeigte mit jach ausgestrecktem Arm hinter der Blondin her. „Die muß mit!“

Indem ging die Tür von der Bibliothek zum Musiksaal.

Die beiden standen, bestürzt und betreten, still, wagten gar nicht zu entfliehen.

Frau v. Lehnemark trat ein. Sie sah an den Mienen dieser zwei Menschen, daß etwas vorgegangen war, und mit leisem Kopfschütteln sagte sie:

„Wenn ihr was unter euch anzumachen habt, dann tut das draußen! Hier ist doch der Ort nicht dazu!“

Die zwei schlichen hinaus. Und die Baronin sah hinter sich ihre Gesellschafterin, die mit bezeichnendem Kopfnicken sagte:

„Das war der Grund, weshalb ich heute davon sprach, die Martha zu entlassen . . . So etwas geht doch nicht, hier im Hansel!“

Die alte Dame blickte sich um, ob sie beide allein seien, und sagte, schon wieder ganz zufrieden:

„Leider! Ich fürchte, du hast recht, mein liebes Kind! Du hast eben immer recht! Wenn ich dich nicht hätte!“

* * *

An diesem Tage folgte Gewitter auf Gewitter. Die elektrischen Entladungen waren nicht so stark, aber sie erschöpften sich auch nicht; kaum war nach dem Regen, zu dem der Donner die Musik und der Blitz die Lichteffekte gab, die Sonne an Augusthimmel hervorgekommen, so jagten neue Wolkengeschwader heran, die flammend und brillend aneinander krachten.

Dr. Schavrell war ganz verzweifelt; der Telephonbetrieb war unterbrochen, was gerade ihm außerordentlich störte, da seine Beamten gewohnt waren, ihm auf diesem Wege ihre Nachrichten sofort zu übermitteln.

Die kleine, mit dem Glassturz überdeckte Kalenderuhr auf dem großen Arbeitstische sagte hirtig die Stunde: zwölf Uhr. — Hanke hätte schon da sein müssen!

Indem klopfte es, und herein trat nicht allein dieser, sondern noch ein anderer Beamter.

„Na, das ist brav,“ lobte der Kommissar, „daß Sie auch schon da sind, Felgentreff; is so weit alles in Ordnung? Auch schon gemeldet beim Herrn Oberinspektor, so daß Sie frei und ganz zu meiner Ver-

fügung sind?“

„Jawohl, Herr Kommissar.“

„Schön. Also, Sie wissen ja beide, um was es sich diesmal handelt. Wir haben es mit einem Verbrecherpaar von seltener Gerissenheit zu tun. Mann und Mädchen. Das Mädchen kenn' ich genau . . . den Mann nicht . . . sie ist Gesellschafterin — aber das wissen Sie, darüber haben wir ja schon gesprochen!“ Der Kommissar dachte ein wenig nach, dann sagte er: „Was diese Bande eigentlich mit der alten Dame vorhat, ist mir schleierhaft. Die Absicht, sie zu berauben, besteht zweifellos, und ich kann mir nicht recht denken, wie sie das, solange Frau v. Lehnemark lebt, mit Erfolg ausführen wollen. Es scheint ja, als ob der Diener Franz, den sie nachher natürlich ohne weiteres preisgeben werden, dazu ausersehen ist, die Dame abzutun. . . Sie schütten den Kopf, Hanke, glauben Sie nicht daran?“

Der kleine, unteretzte Mensch, dessen Gesicht hartnäckige Energie und Entschlossenheit verriet, sagte in seiner kurzen, die Entschlossenheit sparenden Art:

„Was der Herr Kommissar erzählt haben . . . der Diener ja ganz unzuverlässig . . . die beiden machen's . . . schieben den Diener vor.“

Dr. Schavrell nickte beifällig.

„Da können Sie auch recht haben! Jedenfalls erwächst für mich aus der Sache eine furchtbare Verantwortung.“

Jetzt nickte der andere Kriminalschutzmann.

„Sie sehen das ein, Felgentreff?“

„Wohl, Herr Kommissar! Sie könnten ja das Mädchen hier festnehmen und die Frau Baronin warnen.“

„Natürlich! Aber dadurch gewinne ich keine Handhabe gegen die Blonde — sie ist nämlich auffallend goldblond, die Gesellschafterin! — Und den Kerl, wahrscheinlich ein ganz schwerer Junge, den krieg' ich so überhaupt nicht! Den will ich aber vor allen Dingen haben!“

Damit waren die beiden Fänger, wie ihre gespannten Mienen, ihre aufleuchtenden Blicke zeigten, ganz und gar einverstanden.

„Ihr müßt mich darin unterstützen, Leute,“ sagte der Kommissar eindringlich, „jeder von euch muß das Gefühl haben, daß er vollständig verantwortlich ist für alles, was geschieht . . . Es kann einer von uns plötzlich ausgeschaltet werden. Ihr wißt, so eine Browningkugel, ein gutgezielter Dolchstoß können die feinste Kalkulation umstoßen! Aber den, der übrig bleibt, darf das nicht einen Augenblick in Verwirrung setzen . . . und was wir drei anfangen, muß einer zu Ende führen können!“

Die beiden Beamten sahen ernst, aber beinahe gleichmütig drein. Lebensgefahr gehörte so untrennbar zu ihrem Beruf, daß man sie kaum noch beachtete. Und daß sie ihren Kommissar, an dem sie mit einer Art leidenschaftlicher Bewunderung hingen, in der Not nicht verließen, daß sie ihre Schuldigkeit bis zum letzten Atemzuge taten, das war doch selbstverständlich.

„Soviel ich weiß, wird die Frau Baronin morgen nachmittag mit dem 5-Uhr-Zug — der sehr schnell ist — nach Hamburg fahren. Sie will nämlich nach Helgoland. Es scheint die Absicht zu bestehen, dort, in Hamburg, über Nacht zu bleiben. Anschluß wäre ja noch, mit dem 8-Uhr-Zug vom Altonaer Bahnhof.“ Der Kommissar hatte bei diesen Worten das Kursbuch genommen und verglich noehmals die in Frage kommende Zugverbindung. „Aber ich vermute, daß da, in Hamburg, das Verbrechen stattfinden soll. Die Bande will dann, ehe noch etwas ruchbar wird, den nächsten fälligen Dampfer nach irgendeinem Ueberseehafen benutzen. Und wenn ich

nicht zufällig Kenntnis bekommen hätte von ihrem Plan, dann hätte das auch ganz glücken können. Die alte Dame geht zur Erholung fort. Der einzige, der auf Nachrichten von ihr warten würde, wäre der Sohn, Herr Professor v. Lehnemark in Kiel. Na, und der fände vielleicht auch nichts so Auffälliges dabei, wenn ihm seine Mutter in der ersten und zweiten Woche ihres Badeaufhaltes nicht schreiben würde.“

„Sie wollten etwas fragen, Hanke?“

Der Mann reckte sich unwillkürlich.

„Wohl, Herr Kommissar. Fremdenpolizei in Hamburg ist doch sehr scharf.“

„Sie meinen, warum die Bande da gerade diesen Platz wählt“, half Dr. Schavrell dem Wortkargen aus. „Ganz bin ich mir darüber auch noch nicht klargeworden. Denn die bloße Tatsache, daß die angebliche Mutter von der Gesellschafterin in Großborstel wohnt“ . . . Er dachte nach. „Der ganze Anschlag ist so fein ausgeklügelt, daß ich . . . nein, ich kann da nicht an einen Zufall glauben. . . Auch daß sie dort gleich Anschluß an den Dampfer haben . . . auch das genügt nicht zur Erklärung. Jedenfalls ist es notwendig, daß wir auch unsern Reiseplan machen . . . wir alle drei! Und da bin ich zu dem Entschluß gekommen“ . . .

Die Klingel des Telephonapparates auf dem Schreibtisch des Kommissars läutete schrill und andauernd.

„Na, Gott sei Dank! Das Gewitter ist also vorüber . . . es gibt wieder 'ne Verbindung.“

Dr. Schavrell nahm den Hörer.

„Wer ist dort? Wie?“

„Martha? Martha Flanzke? Aeh so . . . ja“ —

„Machen Sie mal das Fenster zu, Felgentreff, schnell! Schnell!“

Während der lange, ein bißchen schlotterig angezogene Beamte, auf den Spitzen seiner großen Füße gehend, den Befehl ausführte, horchte Dr. Schavrell in höchster Spannung in den Apparat.

„Also einen Brief haben Sie? Von dem Fräulein? So? An wen? Wie ist die Adresse?“ —

Schreiben Sie mal auf, Hanke.

Herrn v. Lauehenfels, Hotel de St. Petersbourg, Mittelstraße. Sie sind jetzt auf dem Wege? Wo denn? Ich meine, wo Sie augenblicklich sind? Auf dem Postamt in der Lemméstraße? Schön . . . und fahren hin? Hm. Sagen Sie mal, wo ist denn da der Diener gewesen? Mich wundert, daß man Sie beauftragt . . . ist fort? Ganz und gar? Nein . . . also bloß so . . . eine Besorgung . . . und die . . . hat ihm auch das Fräulein aufgetragen? . . . So!“

Dr. Schavrell übersah bereits die Situation: Aus Angst vor der Eifersucht dieses ungestümen Liebhabers hatte die Blonde zum Boten lieber das Hausmädchen gewählt, von deren Mitwissenschaft sie ja wohl kaum eine Ahnung hatte. Und wenn selbst, diese Briefsendung an den eigenen „Bruder“ konnte ja niemand auffallen, höchstens, daß die Baronin gewünscht hätte, seine Bekanntschaft zu machen, was sich ja dann wieder aus irgendwelchen Gründen leicht als momentan untunlich erklären ließ.

„Es ist gut,“ sprach er in den Apparat hinein, „fahren Sie ruhig nach dem Hotel. Sie sollen doch auf Antwort warten, nicht? Und wenn Sie wieder herauskommen aus dem Hotel, verstehen Sie, ja? . . . Wenn Sie heraustreten, darn achteten Sie auf einen Mann, der seinen Spazierstock mit der Krücke nach unten trägt. Der wird vor Ihnen hergehen, bis zur Ecke. Da steht ein Auto . . . in das steigen Sie ein . . . verstanden, ja? Daß Sie rechtzeitig nach Hause kommen? . . . Brauchen Sie sich nicht ängstigen, ich Sorge dafür! . . . Gut! . . . Sehr gut! . . . Vorläufig dank' ich Ihnen . . . Ja! . . . Schluß.“

„Also Sie“, wandte sich der Kommissar an den langen Schutzmann, „bleiben hier, bis ich wiederkomme! Ich erwarte wichtige telephonische Nachrichten! Alles gut aufnotieren! Ja! Und Sie, Hanke, komemn mit mir mit!“

Zwei Minuten später saßen die beiden Beamten im geschlossenen Automobil.

„Sowie ich ausgestiegen bin,“ sagte Dr. Schavrell, „instruieren Sie den Chauffeur, daß er nachher auf einem Umweg nach dem Präsidium fährt. Dann kommen Sie mir langsam nach . . . bleiben aber natürlich auf der anderen Seite, gehen ruhig am Hotel vorbei und halten ihren Stock, wie spielend, mit der Krücke nach unten . . . ja!“

Der Kommissar war noch bei seinen Instruktionen, da hielt der Kraftwagen schon in der Charlottenstraße, dicht hinter der Mittelstraße.

Dr. Schavrell stieg aus und fand sofort das einige Häuser weiter liegende Hotel de St. Petersburg. Vorbeigehend sah er in den offenen Hausflur hinein und überlegte sich, daß in diesen wenigen Minuten das Dienstmädchen, da es ja die elektrische Bahn benutzte, noch nicht hier sein könne. Er ging nun nach der Friedrichstraße zu und beobachtete von dort aus. Nach einer Weile kam die Martha Flanzke — des Kommissars gutes Auge erkannte selbst die Sommersprossen auf ihrem Gesicht.

Sie ging vor dem Eingang des Hotels ein paar mal hin und her und betrat es zögernd.

Dr. Schavrell wartete eine Minute, dann kam er rasch heran und ging, wie in ziemlicher Eile, in das Hotel hinein. Er ging an der bei der Portierloge stehenden Martha Flanzke, um deren leichtes Erschrecken er sich nicht kümmerte, vorüber, fragte einen Kellner nach dem Lesesaal und betrat diesen mit einer Sicherheit, als erwarte er, dort bestimmt jemand zu finden. Rasch trat er, sich selbst mit dem Rücken gegen die Hotelgäste deckend, an eins der beiden Schreibpulte heran, nahm ein paar von den Firmenkuverts des Hotels und ließ sie in seiner Brusttasche verschwinden. Dann verließ er das Lesezimmer im gleichen Tempo und kam gerade recht, den schwarzen Herrn betrachten zu können, der, einen Brief in der Hand, nach dem Mädchen fragte.

Dr. Schavrell stand hinter dem Herrn, der einen eleganten, hellen Sommeranzug und blitzende Brillantringe trug; aber der in die Wand eingelassene Riesenspiegel vermittelte dem Kommissar diese so wünschenswerte Bekanntschaft bequem und ohne daß der Beobachtete etwas davon merkte. Und wie eine ausgezeichnete Photographie trug das fabelhafte Menschengedächtnis des Kommissars das Bild des Schwarzhaarigen mit den stechenden Augen, dem hochgezwickelten Schnurbart mit sich fort.

Als er ins Auto stieg, hielt ihm Martha, die drin saß und vor innerer Erregung mit den Tränen kämpfte, wortlos den Brief entgegen.

Der Kommissar zauderte. Sollte er den erst mitnehmen nach dem Präsidium, um ihn dort zu öffnen? Ach was! Er riß das ebenfalls dem Hotel gehörende Kuvert auf. . . In ebenso eins steckte er den Brief nachher ja wieder hinein! Und wenn auf dem neuen die Aufschrift fehlte, so mochte die Blonde denken, ihr Bruder habe aus großer Vorsicht, um seine Handschrift nicht mehr als dringend nötig zu zeigen, den Umschlag nicht beschrieben. Die Hauptsache war, daß die Martha für jede dahinzielende Frage gerüstet und fest blieb!

Begierig entfaltete er den Bogen — und ein böses Wort entschlüpfte seinem Munde. . . Der Brief war aus lauter einzelnen Buchstaben, als habe man das Alphabet durcheinander geschüttelt, zusammengesetzt . . . auch Zahlen waren dazwischen — offenbar eine Chiffreschrift, deren Entzifferung, wenn sie über-

haupt gelang, sicherlich Stunden, vielleicht sogar Tage in Anspruch genommen hätte. . . Nein, dazu war keine Zeit! Daher auch die scheinbare Leichtigkeit in der Wahl des Boten! Den Brief konnte besorgen, wer wollte! Aber auf keinen Fall durfte auch nur der Verdacht in der Gesellschafterin aufsteigen, daß noch eine andere Hand wie die des Dienstmädchens das Schreiben berührt hatte!

Der Kommissar ließ das Auto halten — es war schon beim Kaiserlichen Schloß — wieder umkehren, nach Westen.

Noch einmal schärfte er der Martha ein, so unbefangen wie möglich zu sein, dann gab er ihr das in ein frisches Hotelkuevert gesteckte Schreiben und ließ sie hinter dem Brandenburger Tor, an der Königgrätzer Straße aussteigen, mit der Weisung, sie solle von hier ruhig zu Fuß gehen, so käme sie gerade zurecht.

Das Mädchen stieg aus, und der Kommissar dirigierte das Automobil von neuem nach dem Präsidium. Er war nicht ganz zufrieden mit dem Erreichten; aber er hatte doch den eigentlichen Attentäter diesmal von Angesicht zu Angesicht gesehen . . . bald würde er hoffentlich nähere Bekanntschaft mit ihm machen! —

* * *

Als die Beamten aufs Präsidium kamen, sah das Riesenhaus einem Ameisenhaufen ähnlich, in den eine Menschenhand hineinfährt. Die Hand aber, die hier hineingefahren, war blutig und gehörte einem unbekanntem Mörder.

Dr. Schavrell, dem der Kriminalschutzmann Felgentreff ganz verstört meldete, der Herr Regierungsrat, der Dirigent der Kriminalpolizei, wünsche ihn so schnell als möglich zu sprechen, erfuhr die Nachricht von dieser geheimnisvollen Mordtat schon auf dem Wege zu seinem hohen Vorgesetzten. Im Augenblick, da er hörte, eine alte, wohlhabende Frau sei ermordet, kam ihm die furchterliche Idee, die Verbrecher, denen er auf den Fersen war, könnten ihn dupiert und jetzt schon ihren schlimmen Vorsatz ausgeführt haben. Dann aber hörte er von einem halben Dutzend Kollegen, die schon beim Chef gewesen waren, den Namen . . . eine Rentnerin aus dem Kleinbürgerstande. — Wie atmete er da auf! . . .

Der Dirigent empfing ihn mit den Worten:

„Wir haben Arbeit, Doktor! Sie müssen sofort hin, die Kommission ist schon zusammen!“

Dr. Schavrell bekam einen großen Schreck: Ja, er gehörte zur Mordkommission. Bei solcher Sache mußte er dabei sein! Und er tat das ja sonst auch mit Freuden! Aber heute . . . wenn er das anfing! Die Sache lag, scheinbar wenigstens, absolut nicht einfach! Da würde er doch morgen nicht reisen können! Und er mußte reisen! . . . Reisen mußte er, da konnte es kommen, wie es wollte!

Nach kurzem Ueberlegen entschloß er sich, dem Chef seinen Fall, in den Umrissen wenigstens, klarzulegen. Aber das große Interesse, das er da vorausgesetzt hatte, war bei dem Regierungsrat im Augenblick wenigstens, noch nicht vorhanden. Er fragte nicht einmal nach den näheren Umständen. Scheinbar ganz mit der für ihn momentan viel wichtigeren Mordsache beschäftigt, sagte er:

„Gewiß müssen Sie das machen . . . selbstredend, lieber Doktor! Aber doch erst morgen — morgen doch erst! Und schließlich sind doch Ihre beiden Beamten, wie Sie sagen, auch schon instruiert.“

„Verzeihung, Herr Regierungsrat, ich“ . . .

„Ja, ja, ich weiß schon, was Sie wollen! Sie tragen die Verantwortung für alles, meinen Sie! Natürlich! Aber doch erst morgen, heute reist die Dame doch nicht, nicht wahr?“

„Nein, aber“ . . .

„Aber . . . aber vor allem müssen wir sehen, daß wir den Mörder fassen! Das ist der zweite, ganz ähnliche Fall in einem halben Jahre, und den ersten haben wir auch nicht eruiert! . . . Bedenken Sie doch, bitte, meine Stellung, Herr Kommissar . . . mich, mich allein macht man für alles verantwortlich!“

„Oh,“ dachte Dr. Schavrell, „jetzt wird er gar dienstlich!“ Und gebeugten Hauptes nahm er jetzt die Weisungen seines Vorgesetzten entgegen. Was er tun und lassen würde, wußte er in diesem Augenblick noch nicht. Aber mit Entsetzen dachte er daran, daß morgen nachmittag 5 Uhr 25 Minuten der D-Zug nach Hamburg ohne ihn abfahren könne.

* * *

Auf dem Lehrter Bahnhof, in der Abfahrtshalle, vorn am Eingang standen mit einigem Handgepäck, das sie neben sich gestellt hatten, der Diener Franz und das Hausmädchen Martha.

Ueber dem Glasdach der großen Halle lag der leuchtende Sonnenschein eines Sommertages, der im Scheiden noch so schön, so goldig war, als würde der Abend, die Nacht keine Gewalt über ihn haben. . . Und hinten, wo Glanz und Glut unter das Eisengewebe der sich öffnenden Halle hereinbrach, fuhr langsam, fast feierlich, wie ein heimkehrender Sieger, der Fernzug auf den blitzenden Geleisen herein.

In bekümmertes Sinnen versunken, blickte Martha Flanzke dorthin. Ein dumpfes Weh füllte ihr junges Herz. Lohnte es sich denn noch für sie, den Mann an ihrer Seite zu überreden, daß er von diesem gefährlichen Menschen abließ und zu ihr zurückkehrte? . . . Die Liebe, die ihr Herz mit ihm seit Jahren verband, war müde geworden; vielleicht weil sie die Zwecklosigkeit ihrer Mühen einsah und dunkel ahnte, daß jedes gute Wort, was dieser breite, volllippige Mund zu ihr sprach, nur noch Heuchelei und Lüge war.

Seit dem Streit im Wintergarten, bei dem Frau v. Lehnemark sie beide überraschte, hatte sich sein Benehmen ganz geändert. Er versicherte immer wieder: er, ebensowenig wie die Gesellschafterin, dächten jetzt mehr daran, etwas gegen die Frau Baronin zu unternehmen . . . Aber Martha glaubte ihm nicht; sie sah das heimliche Glitzern in seinen großen, harten Augen, die sie einst schön fand und deren fahles Blau ihr jetzt falsch und grün, wie das der Katze deuchte. Sie fing an, die Vergeblichkeit ihrer Sorgen einzusehen, die jahrelang über dem regellosen Leben dieses leidenschaftlichen Menschen gewacht hatten; und sie empfand die Pflicht, von nun an all ihre Aufmerksamkeit auf das Schicksal jener gütigen Frau zu richten, der sie dankbar war und die, trotz der Beteuerungen ihres bisherigen Bräutigams, das fühlte sie, auf das schwerste bedroht war.

Sollte sie hier auf dem Bahnhof offen hervortreten und ihrer Dame sagen, was sie wußte? . . . Noch war es Zeit! Der Wagen, der Frau v. Lehnemark und die Gesellschafterin brachte, mußte jede Minute vorfahren! Aber das arme, im Sprechen und in ihrer ganzen Lebensform so wenig gewandte Mädchen stellte sich in ihrer Phantasie vor, wie sie an die Frau Baronin herantrat, die bei aller Herzengüte stets jene Unnahbarkeit hatte, die ganz reichen und vornehmen Leuten selten fehlt. — Da klopfte diesem einfachen Geschöpf schon das Herz! Sie sah auch die Gesellschafterin daneben stehen, die sie haßte und der sie sich doch untergeben und nicht gleichwertig fühlte. Würde die gnädige Frau ihr denn glauben, wenn die andere mit ihrem Teufelslächeln

alles als Lüge und Hirngespinnst erklärte? Dem Zorn ihres Bräutigams, dem hätte sie schon standgehalten, aber so ganz war ja die Hoffnung auf ein Wiederfinden ihrer Herzen doch noch nicht in ihr geschwunden! Ihre Weibseele klammerte sich an den Mann, den ihr Verstand schon verloren sah, und die Erinnerung, die große Versöhnerin der Geschlechter zeigte ihr allzu deutlich noch die Bilder eines verschwundenen Glücks. . . Da mußte ihrer nach einem Ausweg suchenden Angst ja der Kriminalkommissar mit seiner zuversichtlichsten Miene, seinen fast sorglosen Worten einfallen: „Auf Gott und vielleicht auch ein bißchen auf mich, dürfen Sie fest vertrauen!“ Sie wandte sich, ihr Auge suchte zwischen den Reisenden umher, die in der Halle, auf dem Bahnsteig sich aufhielten. Er hätte doch da sein müssen, der Herr Kriminalkommissar! Der Zug ging doch in einer Viertelstunde ab! . . . Aber vielleicht wollte er erst im letzten Augenblick einsteigen. Die die er beobachtete, sollten ihn wohl nicht sehen. . .

„Wen suchst du denn?“ fragte Franz, der das Mädchen heimlich, nicht mit guten Augen, schon lange ansah.

„Ach, gar keinen.“

„Du erwart'st wohl hier jemand?“ Es sollte spaßhaft klingen, war am Ende auch so gemeint. Die Martha aber erschrak bis ins Herz. Doch ihre Mädchenschlaube fand gleich den Weg, sie parierte:

„Ich kann die Angst nicht loswerden, Franz! . . . Deinetwegen!“ . . .

„Mich laß man!“ sagte er mit einer leichtfertigen Geste und lachte. „Du, da kommt die Alte!“

„Die gnädige Frau? Wo denn?“

Frau v. Lehnemark und ihre Gesellschafterin waren zum Nebenportal hereingetreten. Jetzt sah Martha sie und eilte ihnen entgegen. Der Diener blieb, Haltung annehmend, bei den Sachen.

Nun ging alles zu schnell, als daß Martha Flanzke noch viel hätte nachdenken können. . . Der Bahnsteig voller Menschen, sie selbst mit dem Unterbringen der Reiseeffekten, Taschen, Decken und Kissen, vollauf beschäftigt. Nur einmal noch, wie sie beide die Sachen ins Coupé trugen, raunte sie ihrem Liebhaber zu:

„Tu, als ob du plötzlich krank geworden bist, bist, Franz, un bleib hier! Ich bitt' dich, um Gottes willen, bleib hier!“

Er hörte es gar nicht, bot ihr die Hand, nahm ein Paket mit Eßwaren in die Rechte und verschwand zwischen den Menschen, die sich in den schmalen Gang des D-Zuges entlang schoben.

Die Baronin nickte der Blassen noch freundlich zu, als der Zug aus der Halle dampfte. Wie in einer Betäubung hörte das Mädchen ein schrilles Pfeifen, sah die klirrenden Wagen wie ein dunkles Band ins helle Licht hinausrollen und dachte zu spät daran, daß sie gar nicht acht gegeben hatte, ob der Herr Kriminalkommissar auch eingestiegen wäre. So schlich sie davon, die Aermste, mit Gram beladen und von Vorwürfen gepeinigt, die ihrem eigenen schwachen Herzen galten.

* * *

Der Schnellzug aber fuhr in den lachenden Tag. Sein rasender Atem vermischte sich dem sanften Wehen der Wälder, dem reinen Hauch der erntereifen Felder. Die Landleute blickten von ihrer Arbeit auf, wenn der rhythmische Donner des eisernen Riesenwurms herangrollte; und die an den halb offenen Fenstern des Trains standen, sahen Natur und Menschen wie im rasenden Wirbel eines Tagtraumes vorüberblitzen.

Frau v. Lehnemark reiste nicht gern; aber doch



auch wieder zu oft, um sich nicht mit Ruhe und einigem Geschick über die Unbequemlichkeiten hinwegzuhelfen. Sie sagte das eben, mit dem Hinzufügen:

„Und jetzt, wo ich dich, meine liebe Erna, an meiner Seite weiß, jetzt ist mir die Fahrt wirklich fast schon der Anfang zur Erholung!“

Die alte Dame, allein mit der Blonden in einem Abteil der ersten Wagenklasse, hatte sich schon so vollkommen daran gewöhnt, die Gesellschafterin wie ihre Tochter zu behandeln und sie zu duzen, daß es ihr selbst in Gegenwart Dritter schwerfiel, einen förmlicheren, ihrem Gefühl fremden Ton anzuschlagen. Sie hätte diese Vertraulichkeit auch am liebsten erwidert gesehen; doch die schöne Blonde, die heute zur Reise ein graues Tuchkleid und kleines, liches Hüthen mit langwehendem Seidenschleier trug — die Gesellschafterin selbst hielt an dieser scheinbaren Distanz fest. Sie sagte, immer mit der Bescheidenheit, die ihr die Herzen im Sturm gewann:

„Wer bin ich denn, daß ich das dürfte! Wenn Sie, meine liebe Mutter, mich „du“ nennen, dann bin ich ganz glücklich! Ich selbst, ach, ich werde so bald von Ihrem Herzen verdrängt sein, durch eine andere! Die Menschen gönnen einem ja so sehr reines Glück nicht!“

Kein besseres Mittel hätte die Listige ersinnen können, um die zärtliche Freundschaft dieser alten Frau mit dem Kinderherzen immer ausschließlicher werden zu lassen. . . Frau v. Lehnemark dachte im stillen alles Ernstes an eine Verbindung Ernas mit ihrem Sohn, dessen Interesse für die schöne Blonde sie wohl bemerkt hatte.

„Unser Besuch wird deine liebe Mutter doch nicht stören, Ernachen? So spät am Abend? Wir können auch mit dem Automobil kaum vor zehn dort sein“.

„Ich habe Mama geschrieben,“ sagte die Blonde, ihr schönes Auge, dessen klares Blau wirklich an die Farbe des Sommerhimmels erinnerte, auf die Baronin richtend, „und die freut sich gewiß schon so sehr . . . aber wenn Sie, meine liebe Frau Baronin, 's nun nicht mehr wünschen . . . morgen wird ja kaum mehr Zeit dafür sein . . . Mama wäre so froh, wenn sie einmal wenigstens die sehen könnte, die ihrer Tochter eine zweite Mutter geworden ist.“

Der klassische, vom Gold seiner Flechten schwere Kopf des Mädchens neigte sich in stummer Rührung. Und zum tausendsten Male versenkte sich Frau v. Lehnemark in den Anblick dieser langen, tiefblond gefärbten Wimpern, die im Verein mit der nicht kleinen, aber superb geformten Nase, den sanft getönten Wangen und einer über die Maßen reizenden Mundpartie eine Schönheit schufen, die jetzt, in diesem Augenblick, an die Madonnen des Murillo denken ließ. . . Und die alte Frau, von einem fast hellenischen Empfinden für Menschenreiz und Menschenadel, zögerte nur deshalb noch mit ihrer Zustimmung zu allem, was die Blonde wünschte, weil sie sich nicht sattsehen konnte an diesem leicht gesenkten Angesicht mit dem unendlich sanften Lächeln. . .

„Gewiß fahren wir,“ sagte die Dame, die weiße Hand der Blonden nehmend, „glaubst du, ich könnte dir einen Wunsch abschlagen, Kind, und gerade den?! . . . Ich wünsche ja auch nichts sehnlicher, als die Frau kennen zu lernen, die dich zur Tochter hat!“ . . .

Die Bewegung übermannte Frau v. Lehnemark. Sie drückte ihr Spitzentuch an die Augen.

Das Fräulein erhob sich mit behutsamen Bewegungen.

„Bleib!“ sagte die alte Dame leise.

„Ich hole nur ein wenig Eau de Cologne!“

„Laß doch!“

Aber die Gesellschafterin ging.

Sie ging vorbei an den Fenstern, auf denen noch die Sonne braunte, an den Herren vorüber, die im Gange standen und rauchten und die vor dieser Schönheit respektvoll und staunend zurücktraten. Sie ging mit ihren leichten, schwebenden Schritten über die eisernen Laufbretter der Harmonikverbindungen, ruhig, geschickt und ohne das Zaudern, das Frauen sonst merken lassen, ehe sie die springenden, klappernden und scheinbar so unsicheren Metallplatten betreten. Dabei blickte sie unauffällig in jedes Coupé, und als sie endlich das gefundene hatte, was sie suchte, ging sie daran vorbei, obschon ihr der darin sitzende Diener mit Miene und Gebärde winkte.

In diesem Abteil dritter Klasse saß der Diener Franz auf dem Rücksitz, ihm gegenüber lag, der Länge nach ausgestreckt, ein Reisender, ein grosser, schlottrig gekleideter Mensch von geringem Stande, und schlief.

Die Gesellschafterin schob vorsichtig und langsam die Tür des Abteils auf und ebenso hinter sich wieder zu, wobei sie kein Auge von dem Schläfer ließ, der sich bei dem Geräusch bewegte, einen Augenblick mit seinem schweren, rassenden Atmen aufhörte, um dann gleich wieder weiterzuschmarchen.

„Dio Eau de Cologne will ich, Franz!“ sagte die Blonde halblaut, dem Diener durch einen herrischen Blick jedes Wort, jede kleinste Annäherung untersagend.

Der Diener öffnete eine Handtasche und nahm ein Spritzflakon mit Kölnischem Wasser heraus.

Währenddessen hingen des Mädchens Augen, die in nichts mehr an die Sanftmut stiller Vergißmeinnichte erinnerten, unablässig an dem Schläfer, der, als störe ihn dieses starre Hinblicken, sich im Traume murmelt hin und her warf.

„Er schläft fest!“ flüsterte der Diener.

Eine kurze, harte Gebärde des schönen Kopfes hieß ihn schweigen. Und sie wartete noch Minuten, ehe sie, mehr hauchend als sprechend, fragte:

„Warum haben Sie das Coupé nicht allein, wie ich's Ihnen gesagt habe?“

Der Diener zuckte die breiten Schultern:

„Zuerst war ich ja! Jawohl! Habe dem Schaffner auch das Geld gegeben.“ . . . Er hatte von den dafür von der Blonden erhaltenen fünf Mark nur eine dem Beamten eingehändigt, und er sah, daß das Mädchen ihm das von seinem unehrlichen, immer auf der Flucht begriffenen Gesicht ablas. „Aber nachher kam dann noch einer.“

Sie winkte ihm nur mit einem Runzeln ihrer weisen Stirn, aber er gehorchte und war still.

„Wir fahren heute abend noch nach Großborstel“, sagte sie, ihren Mund seinem Ohr nahebringend.

„Wie?“ fragte er dumm.

„Nach Großborstel“, wiederholte sie eine Nuance lauter.

Sie fixierte wieder den schlafenden Mann auf der anderen Sitzbank. Aber nicht einmal der Verdacht kam ihr, daß dieser Mensch, der so überzeugend natürlich schnarchte, nur ihretwegen den Scheinschlaf schon seit einer halben Stunde übe.

In der Tat hatte der Kriminalschutzmann Felgentreff, mit einem Gehör wie ein Stück Wild begabt, genau aufgepaßt und alles gehört. Die schöne Blonde konnte noch so leise durch ihre Perlenzähne zischen, er verstand jedes Wort und vergaß keins wieder.

„Wer denn? Wer soll sie denn?“ fragte der Diener; doch erhielt er keine Antwort, sie machte sich

ihm wohl durch ein Zeichen verständlich, das der Kriminalbeamte, der sich nicht im mindesten bewegen durfte, nicht gut beobachten konnte.

„Aber wird sie denn auch heute abend noch fahren?“ meinte der Diener zweifelnd.

„Ja, haben eben gesprochen“, nickte mehr, als als sie es sagte, die Blonde.

„Aber sie kennt doch die Adresse von den Briefen, Herbst-Alle 10?“

„Die stimmt auch! Wir haben doch von vornherein auf alles geachtet . . . ! . . . Wilbert ist ein Kerl! Mein Bruder, mein ich!“

Der Kriminalschutzmann notierte sich die „Herbst-Alle 10“ und den „Wilbert“ genau ins Gedächtnis. Ihm entging auch der mißtrauische, übrigens viel lautere Ton des Dieners nicht, als der jetzt sagte:

„Ist denn das auch wirklich Ihr Bruder?“

„Was denn sonst!“ lächelte sie. Dies Lächeln! Der „Geheime“ erhaschte nur einen Schein davon und begriff doch den dummen, großen Kerl da drüben, der jetzt flehenden Angesichts und mit von großer Leidenschaft gebrochener Stimme klagte:

„Erna . . . einzige . . . süße! Ich bin so unglücklich . . . ein Kuß . . . ein Kuß! Ja, bitte, bloß einen!“

Seine großen Hände griffen in ihr Kleid; sie aber war mit einer Bewegung von ihm los und an der Tür. Immer ein Auge auf dem Beamten, der sein Spiel virtuos fortsetzte, demütigte sie den Erregten mit einer Gebärde, die keinen Widerspruch litt. Der Diener wagte auch nicht, sich zu erheben, nur seine zitternden Lippen baten um Gnade, seine langen Arme reckten sich nach ihr aus, die mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Tür leise aufschiebend, verschwand.

Der Diener saß, zerrissen von widerstreitenden Gedanken, auf seinem Platz. Er erinnerte sich der Worte seiner Braut und sehnte sich nach der Herzensruhe, die ihm früher der Verkehr mit seiner Martha gab. Aber gleichzeitig lachte er, lachte laut und schallend bei der bloßen Erwägung, eine andere gern haben, sie küssen und ihr angehören zu können. Er liebte nur sie, die Süße, die Einzige auf der Welt, die für seine Sehnsucht den Begriff des Weibes verkörperte.

Bei seinem Lachen war der drüben auf der Bank erwacht. Er rieb umständlich seine Augen, gähnte, sah sich noch im Liegen um und fragte dann, wie ein Landmann aus der Provinz:

„Sind wir schon da, Nachbar?“

„Wohin wollen Sie denn?“ meinte der Diener mit der Gömmerniene der Leute, welche zwar selbst weder Geld noch Lebenswert besitzen, aber doch Menschen solcher Art in der dritten Person anreden dürfen.

„Ich fahr' nach Hamburg“, sagte sein Gegenüber und lachte, als sei das die lustigste Sache von der Welt. Damit stand er auf, ging aus dem Coupé und meinte im Abgehen noch: „Ich komme bald wieder!“

Er ging den Gang hinab, zum Zugende hin und traf einen Beamten, den er ebenso gemütlich, wie vorhin den Diener Franz, anredete:

„Na, Sie haben's woll auch nich sehr leicht! Immer so auf 'n Zug! . . . Keine Ruhe, nich wahr, das is woll 'n verdanmt schweres Leben.“

Der Beamte stand dem Manne, der ihm eine Zigarre anbot, freundlich Rede. Und während er jenem Feuer gab, der gleichfalls ein frisches Kraut nahm, schoben sich in ihre laute, behagliche Erzählung, zwischen die gleichgültigen Worte und Sätze leise, kurz hingeworfene Bemerkungen ein, die doch den eigentlichen Inhalt dessen bildeten, was sie einander zu sagen hatten.

„Er is nich mitgekommen, Karl“, flüsterte Felgentreff, hinter einem lauter Gelächter, „aber er kommt nach! Du wirst sehn, morgen früh ist er da!“

Der in der Uniform des Bahnbeamten, schweigsam, einsilbig, wie er war, schüttelte den Kopf, sprach von langem Dienst, dann meinte er leise:

„Wenn bloß . . . Haben ja gar keine Instruktionen!“

Felgentreff sagte laut, er möchte nicht Bahnbeamter sein, um keinen Preis, und wisperte dazwischen:

„Die haben die feste Absicht, heute abend noch ranzuzehn. Sie war eben bei mir im Coupé . . . ich schlafe doch, selbstredend! Da hat sie's dem Diener gesagt. Das ist eine! . . . Dommerja! . . . Die hat's raus!“

Hanke zog die starken Augenbrauen zusammen. Ein eben sich vorbeidrückender Passagier hörte ihn sagen:

. . . „soll man machen! . . . Schwer ist alles! Ja! Aber wenigstens Pension.“

Leise klang's darnach, wortreicher als sonst bei ihm:

„Hat noch ganz z'letzt jesagt, sollen unbesorgt . . . machen heute nichts mehr, die . . . keinen Fall . . . der weiß!“

Der andere schlenkerte mit den Armen, lachte recht albern und sagte:

„Ja, ja . . . so is es. Das is so! Gott ja, man lebt eben. Das is alles.“

Aber daneben, sehr ernst in heimlichem Unterton:

„Wir müssen aufpassen . . . die wer'n sich natürlich 'n Wagen nehmen . . . wir aber auch! Ich spring auf'n Bock! Die Nacht müssen wir uns ablösen, vor'm Hotel, wo sie wohnen.“

Der in der Schaffneruniform nickte nur und gähnte in die offene Hand hinein.

„Na, denn jute Reisel!“ Der Lange schien kreuzvergnügt und sagte mit den Augen:

„Ich geh' jetzt! Sonst sucht mich der Kerl, der Diener, am Ende!“

Sie gaben sich die Hand und trennten sich laut, lustig und guter Dinge.

Als der Kriminalschutzmann wieder in sein Abteil trat, war Franz Piper daraus verschwunden. Der Drang, wenigstens im Anblick von Ernas heißbegehrter Schönheit zu schwelgen, hatte ihn davongetrieben.

Der Zug hielt eben in Wittenberge. Das war für den Verliebten die beste Gelegenheit, seiner Herrschaft und damit auch ihr, die er anbetete, sich zur Verfügung zu stellen.

Er bekam in der Tat den Auftrag, Selterwasser zu sorgen, und hatte kaum den Zug verlassen, als er eines Depeschenboten ansichtig wurde, der, ein Telegramm hochhaltend, mit lauter Stimme den Namen der Frau Baronin von Lehnemark, als der Adressatin, ausrief.

Der Diener wollt' sie ihm abnehmen. Aber der Postbote händigte die Depesche nicht aus. Sie sei persönlich abzugeben. So führte ihn Franz zur Baronin, die das kleine Kuvert in sichtlicher Erregung aufriß.

Sie las und gab darauf ihrer Gesellschafterin das Telegramm zu lesen, die mit ein wenig zusammengekniffenen Lippen, fast ohne das geringste Zeichen, ob und welchen Eindruck diese plötzliche Nachricht auf sie machte, ebenfalls hineinsah.

Der Postbote stand noch im Coupéeingang. Das Fräulein sah's.

„Geben Sie dem Mann ein Trinkgeld, Franz. Der Zug fährt gleich ab!“

Das und ein Wink, der den Diener entfernte, der doch so gern gewußt hätte, was diese Depesche ent-



hielt war alles, was die Blonde äußerte.

„Nun, was sagst du, Kind?“ fragte Frau von Lehnemark, als sie wieder allein waren, etwas ängstlich.

Die Gesellschafterin hob nur ihre runden Schultern. Sie, die nie in Verlegenheit kam, war diesem Ereignis gegenüber ratlos. Aber sie sah schnell ein, daß es hier keine Wahl gab! So sehr auch der Inhalt des Telegramms sie ergrimmete, weil er ihre Pläne über den Haufen warf, so wenig durfte sie zögern, ihre Ansicht auszusprechen und damit, im Augenblick wenigstens, ihr Interesse zurückzustellen.

„Wenn der Herr Professor schreibt, er will Sie, liebe gnädige Frau, heute nacht noch sprechen, dann wird er dafür wohl seine Gründe haben!“

Die Schöne sagte das ruhig und gelassen, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme, sonst so liebenswürdig und warm, jetzt kühl, gemessen klang.

Frau von Lehnemark konnte nicht anders, als diese plötzliche Aenderung im Wesen ihres Liebings mit dem für heute abend nun wohl nicht mehr möglichen Besuch bei Ernas Mutter in Verbindung zu bringen. Und das tat ihrem zärtlichen Herzen weh!

„Gräm' dich doch nicht, Kind!“ sagte sie, der Gesellschafterin ihre wie schlanke, weiße Tierchen im Schoß ruhenden Hände streichelnd. „Wir fahren ja morgen früh zu der lieben Frau hin! Oder weißt du was, eine Stunde, heute abend, eine Stunde kann Eberhard am Ende auch im Hotel warten! Der Diener fährt ja so wie so gleich mit den Sachen dorthin, der empfängt ihn und sagt, wir kämen sehr bald . . . nur, wird es deine Mutter nicht verletzen, wenn wir so schnell wieder fort müssen?“

„Oh!“ Die Blonde hatte ihr süßes Lächeln wieder. „Meine arme Mutter ist auch für einen kurzen Besuch dankbar! Sie ist klug und versteht ohne weiteres, daß es nicht anders geht.“

„Ja, aber“ — Die Baronin, die an das Stirnrunzeln ihres Sohnes dachte, der vielleicht doch nur eine Stunde, eine halbe, am Ende gar nur übrig hatte für diese sicherlich sehr wichtige Zusammenkunft — Frau v. Lehnemark lächelte unsicher. „Wenn Eberhard dann bloß noch da ist! Man müßte einmal die Züge nachsehen. Die Depesche ist schon vormittag aufgegeben! Vielleicht . . . aber nein . . . was meinst du, Liebes?“

Die schöne Blonde hatte Zeit gehabt, ihren ersten wütenden Groll, den selbst diese Meisterin der Verstellung nicht ganz hatte verbergen können, zu überwinden. Sie war jetzt um so scharmanter in ihrem Wesen, als sie sich sagte: alles das, was eigentlich heute nacht hätte geschehen sollen, war ja am nächsten Tage ebensogut möglich! Wilbert wollte am Bahnhof sein, hatte er ihr in dem letzten Brief geschrieben, und aus der Restauration heraus beobachten. Der setzte sich also ohne weiteres ins Auto und fuhr ihr und der Baronin nach, wenn es dem Schläuen nicht schon am Halteplatz gelang, die Adresse des Hotels, die sie ja dem Chauffeur laut genug zurufen konnte, zu erhaschen. Und dann wußte er auch sofort, daß irgend etwas die Ausführung ihres Planes für diesen Abend unmöglich machte. Außerdem konnte sie sich ja vom Hotel aus gut mit ihm verständigen, da gab es zu jeder Tag- und Nachtzeit einen Boten!

„Jetzt sehe ein, wie unrecht es von mir war, Sie so zu quälen, meine liebe Mutter!“

Schmiegsam wie eine weiche Katze beugte sich die Blonde und nahm die Hand der Matrone, sie zu küssen. Die aber zog sie, von diesem neuen Beweis der Güte ihres Kindes ganz hingerissen, an sich und küßte die blauen Augen, die so schuldlos blickten.

Bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof in Hamburg wurde die Baronin wiederum von einem Telegraphenboten empfangen, der abermals eine Depesche an sie abgab, in der stand:

„Erwarte mich bestimmt im Alsterhotel heute nacht. Wichtig zu sprechen. Bin nur kurze Zeit dort. Herzlich Dein Eberhard.“

„Ihr Sohn hat gefürchtet, die Depesche in Wittenberge würde uns am Ende nicht mehr erreichen“, sagte die Blonde.

„Ja, er ist so vorsorglich“, lobte die Mutter. „Nun ist er ja an solche Maßnahmen allerdings auch wohl gewöhnt . . . von seiner amtlichen Stellung her.“

„Wieso?“ wollte die Gesellschafterin fragen, aber der Diener kam mit dem Handgepäck. Der machte Augen, als er von den veränderten Bestimmungen hörte.

Im Gedränge der Bahnhofshalle sah die Blonde das schwarzbärtige Gesicht ihres Wilbert, der auch richtig für einen Augenblick wieder auftauchte, als der Diener das Gepäck der Damen auf das Verdeck des Autos lud. Die Blonde lachte leise.

„Du bist so heiter, Kind!“ sagte Frau von Lehnemark. „Mir ist immer ein wenig bange in so einer fremden Stadt!“

„Haha!“ . . . Die Blonde lachte wieder.

„Aber ich freue mich, wenn du glücklich bist!“

„Ja!“ Es klang hart und kurz. Die Baronin wunderte sich ein bißchen, aber sie hielt dafür: nicht alles an einem lieben Menschen kann so sein, wie man es sich wünscht. . . .

In der Nacht — Frau von Lehnemark hatte sich, sehr erschöpft, schon niedergelegt — kam ein drittes Telegramm, in dem der Professor seiner Mutter mitteilte, es sei ihm zu seinem größten Bedauern nicht möglich gewesen, nach dort zu kommen. Seine Geschäfte hätten ihn nicht rechtzeitig abkommen lassen. Auch diese Depesche war in Kiel aufgegeben. Er schriebe ihr morgen mehr.

Die alte Dame fand wenig Auffälliges an dieser schließlichen Absage; sie kannte ihren Sohn und wußte, daß er gern ein bißchen in ihre Dispositionen eingriff; sie wehrte sich auch kaum noch gegen diesen immer liebenswürdigen Egoismus und sprach darüber zu ihrer Begleiterin. Dies bewahrte ein reserviertes, aber freundliches Schweigen. Aber im Innern beschäftigte sie sich desto angelegentlicher mit diesem Trifolium von Depeschen; die ewig wache Scheu ihrer Raubtiernatur ließ sie stutzen vor der ebenso plötzlichen wie unmotivierten An- und Absage dieses Besuches. Sollte doch irgendein Auge wachen und ihren Schleichweg verfolgen? Sie dachte an den Professor von Lehnemark.

Da klang in ihrem Ohr wieder seine vibrierende Stimme, die glühende, sehnsüchtige Worte zu ihr sprach, die alle Wünsche eines stürmisch schlagenden Männerherzens verriet; und der Triumph ihrer Schönheit, der Gedanke an die überall sieghafte Macht ihrer Reize zerstreute die Bedenken.

Daran, daß nicht der Professor von Lehnemark selbst, sondern ein anderer die drei Depeschen aufgegeben haben konnte, daran dachte sie nicht.

* * *

Das war eine schwere Stunde für Dr. Schavrell, als er am Mittwoch erfuhr, er würde am folgenden Tage nicht nach Hamburg fahren können. Er hoffte noch bis Donnerstag, aber die Recherchen in dieser verteuflten Mordgeschichte hatten keinen greifbaren Erfolg. Vielleicht hätte sein nochmaliges Vorstellwerden bei dem Dirigenten der Kriminalpolizei: man solle ihn wenigstens für ein bis zwei Tage beurlauben, trotzdem Erfolg gehabt, wenn sich nur Dr.

Schavrell hätte entschließen können, seine Karten ganz aufzudecken. Aber das war ein zur fixen Idee gewordener Aberglaube bei ihm: „Spricht man vorher über eine Sache, so wird nichts draus!“ Deshalb hatte er auch in diesem Falle nur die notdürftigsten Andeutungen gemacht, die dem Chef die Ueberzeugung, es handle sich da wirklich um einen vollbestätigten, schwerwiegenden Fall, nicht hatten beibringen können.

„Ich kann das nicht verantworten, wenn ich Sie jetzt gerade fortlasse, lieber Doktor“, sagte der Regierungsrat. „Schicken Sie Ihre Leute mit und benachrichtigen Sie die dortigen Behörden, die ja auch schließlich wissen werden, was in solchem Fall zu tun ist!“

Und als Dr. Schavrell wieder und wieder Einwände machte, sagte der Chef: „Wenn Sie nicht Sie wären, dann vielleicht! Aber so geht es nicht. Sie müssen hier bleiben!“

Das war ja ein hohes Lob, aber Dr. Schavrell hätte in diesem Augenblicke gern darauf verzichtet.

Und der Donnerstag kam heran. Ein bleigrauer Himmel lag in der Frühe des Augusttages über der gewaltigen Stadt, die sich unter der unaufhörlichen Hitze des Jahres stumpf und träge dehnte. Schon am Morgen spürte man die Gewitternähe, die selbst im Menschenwesen voller Spannung zitterte und sich nicht entladen wollte. Aber um die erste Mittagsstunde schwand alle Trübe; und als seien die Wetter in der Ferne niedergegangen, teilte sich auf einmal der schwere Wolkenvorhang, und die Sonne trat wieder ihre brennende Herrschaft an. Am Nachmittag thronte der azurne Himmel wolkenlos bis an den fernsten Horizont und hatte überall seine dunklen Feinde zurückgeschlagen.

Das hatte Dr. Schavrell alles mitangesehen vom Fenster seines Bureaus, das er an diesem Tage nicht verließ, in der Hoffnung, eine Wendung in der Mordsache könne seine Fahrt nach Hamburg mit dem 5-Uhr-25-Zuge doch noch ermöglichen. Aber das erhoffte Wunder blieb aus; es wurde ein viertel, es wurde halb sechs . . . mit der Uhr in der Hand, fiebernd vor grenzenloser Unruhe, sah Dr. Schavrell in seinem Geiste den Zug abfahren. . .

Da fiel's ihm schwer aufs Herz, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, den Sohn der bedrohten Frau, den Professor von Lehnemark über die ganze Größe der Gefahr aufzuklären, statt ihn, in seiner Arglosigkeit bestärkt, ruhig fortfahren zu lassen. . . Und jetzt, wo ein tückischer Zufall seine eigene Tätigkeit in der Sache lahmen wollte, war er da noch berechtigt, ruhig zuzuschauen und diese schwere Verantwortung den beiden Kriminalschutzleuten zu übertragen, die bei all ihrer Tüchtigkeit doch nur ausführende Organe, Hände, und keine selbstständigen Geister waren? . . . Wie, wenn böse Zufälle die Energie und Umsicht der beiden Beamten lähmten . . . wenn der verbrecherische Plan, den er wochenlang hatte wachsen und erstarken sehen, den er, wenn auch nur indirekt, durch sein Zuwarten selbst gefördert hatte — wenn dieser schändliche Plan jetzt zur ruchlosen Tat wurde, dem vielleicht ein kostbares Menschenleben zum Opfer fiel? . . .

Dem Kriminalkommissar wurde heiß und kalt bei seinen Gedanken. Mit wahrem Feuereifer setzte er vor sich selber die Gründe auseinander, die ihn gezwungen hatten, so, wie er es jetzt nicht mehr ändern konnte, zu handeln! Sein Wille war, das durfte er, ohne sich selbst zu belügen, wohl sagen, der beste von der Welt, und er wußte auch, daß seine Fähigkeiten der gestellten Aufgabe gewachsen waren — diesen leidigen Zufall, der ihn im letzten Augenblick persönlich mattsetzte, den hatte er doch nicht voraussehen können! Aber war es nicht außerdem

seine Pflicht, diesen gefährlichen Verbrecher, der hinter der ganzen Sache stand und der sich bis zum entscheidenden Schlage schlau verborgen hielt, unschädlich zu machen? Stand nicht das Interesse der Gesamtheit, die ein solcher Schädling fortwährend bedrohte, höher als das des einzelnen, der ja deshalb keinen ernstlichen Schaden zu erleiden brauchte, wenn man sich auch seiner als eines menschlichen Köders zu bedienen gezwungen war? . . . Und wäre denn die Gefahr von der Baronin ein für allemal abgewendet gewesen, wenn man diesen Anschlag des merkwürdigen Gaunerpaares schon im Keim zertreten hätte? . . . Er, der Kommissar, konnte Frau v. Lehnemark nicht auf Schritt und Tritt bewachen und konnte vor allem der idealistischen und enthusiastischen Denkweise der alten Dame nicht steuern, die immer wieder den besten Boden für solche Ueberumpelungen hergab! . . .

Dr. Schavrell ging mit raschen Schritten in dem grauen Raum seiner Amtsstube hin und her. . . Sein gewandter Geist schlüpfte hierhin und dorthin; aber soviel er auch zu seiner Rechtfertigung beibrachte, das Ende seiner ganzen Philosophie war doch die Unzufriedenheit mit sich selbst und die furchtbare Angst um das Leben der Frau, die einem vielleicht gräßlichen Geschick entgegenfuhr. . .

Freilich für heute hatte er so ziemlich jede Gefahr beseitigt; die Idee mit den drei Depeschen, die er einem Kollegen in Kiel zur Aufgabe telephonisch mitgeteilt hatte, war ihm gekommen, als er eingesehen hatte, daß es sich vor allem darum handelte, Zeit zu gewinnen. . . Daß Frau v. Lehnemark, deren beinal' folgsame Liebe für ihren Sohn Dr. Schavrell wohl erkannt hatte, den Anweisungen der beiden ersten Telegramme, im Hotel zu warten, unbedingt Folge leisten würde, daran zweifelte der Kommissar keinen Moment. Und damit hatte er einen Abend und eine Nacht für sich erobert! . . .

Aber auch diese Nacht ging vorbei. Und was würde sein, wenn die nächste Sonne heraufleuchtete?

Den Beamten erfaßte eine Art von toller Verzweiflung. Es gab nur eine Lösung für ihn: Der Mörder jener Frau in der Rottenburger Straße mußte entdeckt werden! . . . Durch ihn! . . . Und auf der Stelle!

Und da, unter diesem entsetzlichen Gewissensdruck wurde das auf seinem Gipfelpunkt hinaufgeschraubte Denken des einsamen Mannes zu einer Art von hellseherischer Allwissenheit: Er sah das altmodisch eingerichtete Zimmer, in dem die Rentnerin ermordet aufgefunden worden war, so klar vor sich, als stehe er mitten auf dem buntgestickten Wollteppich, der dort den Boden deckte. . . Er blickte in diesem Zimmer umher, über das tief nachgedunkelte Zylinderbureau hinweg, über dem der Kranz der Silberhochzeit zwischen alten, verblaßten Photographien hing, die aus der Jugend der Ermordeten herstammten. Sie mußte alt gewesen sein . . . ja . . . in der Tat, in den Sechzigern, erinnerte sich der Kommissar, der auf seiner rastlosen Zimmerwanderung stehen geblieben war und, einem Clairvoyant gleich, durchs offene Fenster in den wie in goldigem Glas hinabsinkenden Tag starrte. . . Und trotzdem war sie . . . die Alte . . . noch so lebenslustig gewesen . . . machte Bekanntschaften . . . Da, auf dem Tisch, auf der grünen Plüschdecke, neben dem Goldfischglas, da lag ja — — — — —

Als wäre eine Feder in ihm jäh zersprungen, so riß es den Kommissar zusammen. . . Noch eine Sekunde, während er auf den wenig gepflegten Schmutzbiß, nachdenken — dann den Hut vom Nagel — die hallenden Steintreppen hinab, in dem weitläufigen Gebäude. —

Und draußen Sonne . . . Abendglut . . . hastende

Menschen und Lärm.

„Auto!“

Er raste hin nach dem Mordhaus, ging an den den Eingang sperrenden Polizisten vorbei, ohne sie zu sehen . . . hinein . . .

Ja! . . .

Da liegt es! . . .

Ein gewöhnliches, in roten Samt eugebundenes Photographicalbum. . . Auf der vierten Seite und ebenso auf der neunten fehlt ganz unmotiviert, mitten zwischen den andern je ein Bild.

Das hatten Dr. Schavrell ebenso wie seine Polizeikollegen sofort am ersten Tage gesehen, ohne eine Konsequenz daraus zu ziehen.

Jetzt ging der Kommissar mit dem Album zu einer im Parterre wohnenden Witwe, die mit der Ermordeten bekannt und befreundet gewesen war. Und zwei Minuten später wußte er, daß die beiden jetzt fehlenden Photographien noch wenige Tage vorher, am Geburtstag der Toten, an ihrem Platze gewesen waren; daß beide Bilder eine und dieselbe Person, einen ehemaligen Bekannten der Rentnerin, einen Agenten, vorgestellt hatten, der aber, soviel die Witwe unten im Parterre sich erinnerte, gehört zu haben, seit Jahren nicht mehr zu der alten Frau ins Haus gekommen wäre. . .

Der Kommissar dankte und ging. Eine Stunde danach verhaftete er ganz allein den Mann, als dieser eben seine Wohnung betreten wollte. Er hatte die Beweise seiner Schuld, die Photographien, die er in übergroßer Vorsicht aus dem Album genommen hatte, noch bei sich in der Rocktasche.

Der Kommissar saß wieder in seinem Zimmer, am Pult. Eben waren Akten aus Hannover eingetroffen, auf die er schon seit Tagen wartete.

Da klopfte es kurz. Herein trat — der Chef.

Dr. Schavrell erhob sich und nickte stumm. Und von all den freundlichen und ehrenden Worten, mit denen der Regierungsrat nicht kargte, der auf die Kunde von der sensationellen Verhaftung des Frauenmörders durch den Kommissar sofort noch einmal ins Präsidium zurückgeeilt war — aus all dem Lob und der freudigen Anerkennung seiner seltenen Leistung hörte der Kommissar nur das eine heraus, daß er nun fort dürfe, daß jetzt seiner Reise nach Hamburg nichts mehr im Wege stünde. . .

Er war wieder allein und in einer seltsamen, ihm selbst kaum begreiflichen Verfassung. Ihm war, als ließen zwar seine körperlichen Kräfte nach, aber trotzdem fühlte er sich nicht müde und spürte keine Erschöpfung. Und er erinnerte sich, daß in früheren ähnlichen, wenn auch nicht so nervenzereißenden Situationen immer dieser selbe unabänderliche, wie Eisenklammern an sein Ziel geschlossene Wille ihn aufrechtgehalten und getragen hatte, bis zum Ende.

Er zündete sich die — wievielste? — Zigarette an und studierte die hannoverschen Akten.

Ah! . . . Also endlich! . . . Auch da kam das Ziel in Sicht! Die Umfrage, die er bei den Polizeipräsidien der verschiedenen Großstädte gehalten, hatte zum Resultat geführt. . . Dr. Schavrell hatte sich gesagt, daß dieses schöne blonde Mädchen, das so durchaus raugiert schien, ehe es noch der Baronin v. Lehnemark ins Haus kam, schon anderweitig Vorstudien zu dem Kapitalverbrechen gemacht haben mußte, an das es jetzt mit dem Gefährten seiner Missetat heranging. . . Sollte die bisherige Karriere dieser Hochstaplerin den Augen der Behörde so ganz verborgen geblieben sein? Das war bei der auffallenden Erscheinung des sogenannten „Freifräuleins“ kaum anzunehmen.

Und richtig! — Der Kommissar stellte, ehe er sich dem Studium des umfangreichen Faszikels widmete, fest, da Bes eben neun Uhr war. . . Der Zug, den

er benutzen konnte, ging nun zwölf Uhr und war um halb sechs auf dem Hauptbahnhof in Hamburg; er hatte also vollkommen Zeit. . .

Er stand aber doch noch einmal auf, trat ans breite Fenster und sah hinüber in das wie von tausend Feuern leuchtende Berlin, über dem ein rötlicher Dunst, der Widerschein dieser an jedem Abend neu entzündeten Lohe, sich glühend hinzog. . . Matt, heiser kam das Kreischen einer elektrischen Drehorgel herüber, die irgendwo im Stadtgebrause den bunten Radius eines Karussells begleitete; aber diese schwächliche Musik ward zerrissen von dem Tuten der Autos, dem Geklingel der elektrischen Bahnen und dem Donner der Stadtbahnzüge, die so nahe vor Dr. Schavrells Augen wie feurige Schlangen vorüberglitten. . . Wie eine wilde, tosende Welle kam des Atem dieses gigantischen Menschenhaufens da unten zu dem Einsamen herauf und betäubte für Augenblicke all sein Denken und Vorwärtsdringen.

Dann riß er sich los und las in den Akten, was hinter seiner mit verschiedenen Vermerken versehenen Anfrage ausgeführt war:

„Die Angefragte ist wahrscheinlich identisch mit einer gewissen Hulda Memmert, geboren 17. Januar 1889 zu Marue in Holstein, als Tochter einer Landflensburg erzogen bis 1889, wo sie die Frau Gräfin streicherin. Vater unbekannt. Im Waisenhaus zu v. Starrhalm auf Starrhalm bei Apenrade in Schleswig zu sich nahm. Dort blieb die p. Memmert bis 1906, in welchem Jahre die Frau Gräfin plötzlich verstarb, ohne ein Testament zu hinterlassen. Die Erben und Anverwandten der Frau Gräfin haben die p. Memmert ohne eine weitere Entschädigung als ihren Dienstlohn fortgeschickt; und dies geschah wohl nur deshalb, weil die Memmert es verstanden hatte, ihre schon recht alte Dienstherrin vollständig zu isolieren, offenbar in der Absicht, die Gräfin zu einem für sie allein günstigen Testament zu beeinflussen. 1906 verzieht die p. Memmert zu einem Kaufmann Sänftemeyer nach Bremen, verbleibt aber in ihrem dortigen Dienstverhältnis als Gesellschafterin nur zwei Monate und geht dann nach Hannover. Dort war sie bei Herrn Baron v. Stresen als Stütze der Hausfrau — sie selbst gibt an, als „Repräsentantin“ — bis September 1907 tätig. Grund ihrer sofortigen Entlassung und gleichzeitigen Inhaftnahme war die voraussichtliche Absicht der Inhaftierten, ihre Herrschaft in ganz großem Stil zu betrügen. Sie hat aus ihrem Dienstherrn, dem Baron v. Stresen, der wiederum schon ein alter, etwas gebrechlicher Herr war, eine Bevollmacht herauszulocken versucht und hat sich auf der Bank selbst als Vermögensverwalterin und Verwandte des Hauses ausgegeben. . . Der im Hause des Barons lebenden Tante, Fräulein v. Saalanger, hat sie mehrere tausend Mark unter offensichtlich falschen Vorspiegelungen abgeschwiudelt, was aber der Verhafteten deshalb nicht nachzuweisen war, weil das geschädigte Fräulein v. Saalanger sehr alt und als geistig vollkommen gesund nicht mehr anzusehen war, und weil die Beschuldigte außerdem eine geradezu dämonische Gewalt über die alte Dame gewonnen hatte.“ . . .

Mit einem leisen Pfeifen durch die Zähne hielt Dr. Schavrell inne: Da waren ja die Präzedenzfälle gleich gebündelt! . . . Und die geradezu verblüffende Abhängigkeit, in die die Blonde andere harmlose Menschen, und besonders die Alten, brachte, nicht allein einer besonderen Anlage, sondern auch entsprang bei dieser ungewöhnlichen Verbrecherin einer langjährigen Uebung! . . .

„Nach ihrer Enthftung“, las der Kommissar weiter, „hat die p. Memmert die hiesige Gegend verlassen; erst später wurde es bekannt, daß sie zu einem überbelemundeten Arzte Beziehungen unterhalten



haben soll, der wahrscheinlich auch bei dem geplanten Betrug an dem Baron v. Stresen seine Hände im Spiel hatte. . . Dieser Dr. Warmhold — so nannte er sich hier — entfloh ein halbes Jahr später, gerade als die Staatsanwaltschaft seine Verhaftung beantragt hatte. Er ist ein mehr als mittelgroßer, ziemlich schlanker Mann mit auffallend schwarzem Haar, und dunklen, stechenden Augen.“ . . .

„Das ist also der liebe Bruder!“ murmelte Dr. Schavrell im Lesen.

„Ihm werden eine ganze Reihe von Straftaten zur Last gelegt, er konnte aber bisher nicht ergriffen werden.“ . . .

(„Das glaub 'ich!“ dachte Dr. Schiavrell. „Wenn man sich so wenig Mühe gibt!“

„Es wird behauptet,“ war der Schluß des Berichtes, „daß Dr. Warmhold vor einigen Jahren in Wiesbaden gesehen worden sei, wo auch seine Gefährtin, die p. Memmert, in einem Hotel als Stubenmädchen bedienstet gewesen ist. Das gleichzeitige Vorkommen von Diebstählen in den Zimmern der Gäste und die Absicht der Behörde, etwas über den flüchtigen Dr. Warmhold zu erfahren, waren der Anlaß einer Vorladung, welcher sich die p. Memmert indessen durch die Flucht zu entziehen wußte.“

Mit einem abermaligen Kopfschütteln, das dem naiven Zuwarten jener Behörde galt, ob Fräulein Hulda Meinmert zu ihrer Vernehmung sich einfinden würde oder nicht, legte Dr. Schavrell die Akten fort. Rasch drehte er nun die Gaslampe aus und verließ das Bureau.

Die Zeit bis zur Abfahrt des Mitternachtzuges verstrich ihm, obwohl er inzwischen die erste warme und reichliche Mahlzeit dieses an Mühe und Aufregung so reichen Tages einnahm, gar langsam. Er schlenderte, die geliebte Zigarette zwischen den vom Rauchen ein wenig gelben Zähnen, durch die abendlich laute Stadt zum Leluter Bahnhof, wo er eine Schlafwagenkarte löste. . . Das gab gute Gelegenheit für den zu jeder Stunde schlafbereiten Körper, auszuruhen.

Um sechs Uhr früh fand der Kommissar seine beiden Leute in voller Wachsamkeit, dabei aber doch unauffällig postiert, vor dem Alsterhotel in Hamburg.

* * *

Nach sieben Uhr sah der Kommissar, der sich inzwischen auf der nächsten Polizeiwache eine ihm passende Schutzmannsuniform erbeten und natürlich ohne weiteres erhalten hatte, den Jungfernstieg auf und ab patroillierend, wie aus dem Alster-Hotel der Diener Franz kam und sich nach der inneren Stadt zu entfernte. . . Er hatte erst die Absicht, einen seiner beiden Leute folgen zu lassen, gab das aber wieder auf, weil er sich sagte, das eigentliche Operationsfeld sei und bleibe, solange sich Frau von Lehne-mark und die Gesellschafterin hier befänden, doch das Hotel.

Dr. Schavrell mußte, wie er diesen großen, sich etwas gespreizt bewegenden Menschen vorbeigehen sah, an das Versprechen denken, das er dem armen Dienstmädchen gegeben hatte. Nein, er würde es kaum einlösen können, so unangenehm ihm das auch war! Der Diener war schon zu tief verstrickt in dies schändliche Gewebe, an dem „Fräulein v. Lauchenfels“ und ihr Soi-disant-Bruder so unheimlich geschickt arbeiteten. . . Und es war nicht einmal angängig, ihn etwa jetzt noch, vor der Verübung des eigentlichen Verbrechens, unschädlich zu machen oder zu warnen! Nichts, gar nichts durfte unternommen werden, was dieses gerissene Paar hätte argwöhnisch machen können! . . . Und wenn man es sich recht überlegte, so war es wirklich besser,

die Liebe der armen Martha Flanzke fand hiermit ihren Abschluß! Sie war ja ein junges Geschöpf! Sie würde schon noch einen Mann finden, der ihr nicht das Leben verbitterte mit seinen bösen und gesetzwidrigen Instinkten, die sicher keine gute Ehe verbürgten.

Dr. Schavrell hatte viel Zeit, über solche Dinge nachzutrübeln; die Stunden schlichen dahin und brachten nichts, was ihm hätte ablenken können. Nur einmal trat der Kriminalschutzmann Felgentreff, den Hut lüftend, als bäte er den Wachtmann um irgendeine Auskunft, heran und meldete, oben in der zweiten Etage hätte vor einem Moment ein schönes, goldblondes Mädchen aus dem Hotelfenster die Straße hinabgesehlt.

Der Pseudo-Schutzmann ging ruhigen Schrittes über den Dammt, an der Seite des Alsterbassins entlang und fand die Nachricht bestätigt: Die schöne Blonde sah, die Hand über den Augen, um sich gegen das gleißende Licht zu schützen, auf die Straße hinunter nach der Richtung, aus welcher der Diener maßmaßlich zurückkehren sollte. . . Sie verschwand gleich danach.

Hamburg hatte heute einen seiner schönsten Tage. Die von dem ins Land stehenden Seewinde erfrischte Luft blieb trotz der brennenden Sommenglut mild und wohlrig, und es war, wie wenn von den Vierlanden, diesem Blumengarten vor den Toren der Hauptstadt, die süßen Düfte balsamisch herüberwehten.

Der Kriminalkommissar, der sich in der ungewohnten Rolle des Sicherheitsmannes selbst ein wenig belächeln mußte, versuchte, sich dann wieder die Ausführung der Tat vorzustellen, die zu verhindern er hierher gekommen war. . . Hatte jener geheimnisvolle Uebeltäter vielleicht tatsächlich außerhalb der Stadt eine Wohnung gemietet, in die man Frau v. Lehne-mark unter dem Vorgeben, die Mutter ihres Gesellschafterfräuleins wohne dort, hineinlocken wollte, um sie zu beseitigen? Wenn das zutraf, so war wohl anzunehmen, daß die Verbrecher Gift anwenden würden, wie das in Fällen, wo ein Arzt zum Mörder wurde, die Regel war. . . Und hier ging das ja auch ausgezeichnet: Man entschuldigte bei der Ankunft der Baronin die in Wirklichkeit gar nicht existierende Mutter des „Fräulein v. Lauchenfels“ noch für einige Minuten und bot der alten Dame derweilen eine Erfrischung an, die sie ja nicht den geringsten Grund hatte, auszuschlagen. . . . Alsdann wurde einfach die Wohnung hinter den davoneilenden Verbrechern verschlossen, die, bis man ihr Opfer fand, übergenuß Zeit und Weile hatten, sich in Sicherheit zu bringen. . . .

Was geschehen sollte, nachdem sich das dunkle Tor hinter der Mutter des Professors, an den Dr. Schavrell jetzt auch denken mußte, einmal geschlossen hatte, darüber war der Kommissar bis in die Einzelheiten informiert. Er hatte bei der Bank, die die Gelder der Baronin verwaltete, vertrauliche Erkundigungen eingezogen, mit der ausdrücklichen Maßgabe, der Gesellschafterin weder durch Wort noch Tat irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Uebrigens waren nur die höheren Bankbeamten ins Vertrauen gezogen, die Herren am Schalter wußten nichts davon. So war Dr. Schavrell auch hier über Pläne und Maßnahmen des Verbrecherpaares, die sicherlich von der männlichen Seite inspiriert waren, genau unterrichtet. . . Er wußte: Die Blonde hatte sich, ähnlich wie in den früheren Fällen, eine Generalvollmacht von Frau v. Lehne-mark ausstellen lassen, die sogar, notarell beglaubigt, gesetzlich einfach unanfechtbar war. . . Mit diesem Papier in Händen konnte die Gefährliche sich eigentlich auch ohne Gewalttat des ganzen Gel-

des, was der alten Dame gehörte, bemächtigen. . . Aber sie hätte dazu Zeit gebraucht, war damit wieder allen möglichen hindernden Einflüssen des Sohnes und anderer unbeteiligter Leute ausgesetzt und wurde höchstwahrscheinlich auch von ihrem Geliebten, den sie fälschlich für einen Bruder ausgab, zur schnellsten Beendigung des frechen Gaukelspieles gedrängt. . . Am Ende konnte sie auch selber nicht schnell genug die Fesseln der Abhängigkeit fortwerfen, in der gleich ihren anderen Instinkten angezüngelten Sehnsucht, mit dem Geliebten vereint zu sein. . .

In der Tat hatte sie dem Bankinstitut auch schon Aufträge erteilt, den größten Teil der der Baronin gehörigen Papiere zu verkaufen — zweifellos in der Absicht, das bare Geld zu ihrer Ozeanfahrt, die wohl das weiteste Ziel hatte, abzuheben. . . Und die Bank hatte ihre Order ohne irgendwelche Einwände entgegengenommen, deren Ausführung aber vorläufig hinangehalten; auch die sämtlichen Filialen insgeheim angewiesen, daß Zahlungen an Frau v. Lehnemark persönlich zwar sofort, an irgendeinen Bevollmächtigten der Dame aber erst nach Verständigung mit dem Hauptkontor zu leisten seien. . .

Nach dieser Richtung war also die Gefahr beseitigt. Nur jetzt bei der Tat selbst hieß es scharf anpassen! Hier konnten der kleinste, unvorhergesehene Zufall, die geringste Verzögerung, ein Aufenthalt von wenigen Minuten in der Verfolgung nicht wieder gutzumachendes Unheil stiften!

Dr. Schavrell, der noch immer an der Alster stand, war nämlich überzeugt, daß schon die nächsten Stunden die Entscheidung bringen würden. Das Fortgehen des Dieners war dafür kein schlüssiger Beweis; eher der sichere Instinkt des Kommissars, der ihn in ähnlichen Situationen fast noch nie betrogen hatte.

Er überflog noch einmal die Kette seiner Maßnahmen. Und es schien ihm, als könne ein Fehler in seinem Kalkül kaum vorhanden sein. Die Beamten waren instruiert und ließen, sobald die Aktion einsetzte, kein Auge von ihrem Herrn und Meister. An den Großen Bleichen standen zwei ausgesuchte Automobile, die auf ein Pfeifensignal heranhusteten — Dr. Schavrell hatte zwei gemietet, um so selbst für die Panne, eines Zusammenstoßes gesichert zu sein — und die Chauffeure waren genau instruiert und wurden überdies von den beiden Kriminalbeamten scharf im Auge behalten. . . Auch für die schwere Stunde, die nach der Verhaftung der Blondes, nach solch einer gräßlichen Enttäuschung über Frau v. Lehnemark hereinbrechen mußte, hatte Dr. Schavrell gesorgt, so gut er es vermochte: Er hatte in aller Frühe, bei seiner Ankunft auf dem Hamburger Bahnhofe, ein Telegramm aufgegeben an den Professor, das dieser sicher jetzt schon in Händen hatte. Auf die Worte: „Ihre Frau Mutter, nicht krank, bedarf Ihrer trotzdem dringend! Fahren Sie, bitte, mit Neun-Uhr-Zug-zwölf-Zug nach Hamburg, Alster-Hotel“, würde Herr v. Lehnemark sicherlich um 11 Uhr 13 Minuten in Hamburg eintreffen! . . . Und einen besseren Trost als den Anblick ihres Sohnes konnte die Mutter nicht finden in dem Zusammenbruch ihrer tiefsten Empfindungen und ihres ganzen Menschenglaubens!

Einer von den Schwänen, die, wie aus Licht gegossen, auf der schimmernden Flut der Alster schwammen, ein altes Männchen wahrscheinlich, verfolgte mit hartnäckiger Wut einen jüngeren Genossen. Dr. Schavrell sah interessiert zu, wie der silberne Riesenvogel, mit hochgeblähten Schwingen das glänzende Naß aufreißend, vorwärtsschoß; er vertiefte sich, vom langen Warten etwas abgestumpft, in dieses fesselnde Bild, das auch noch andere Zuseher an zog, als er ein geflüstertes „Psst!

Achtung!“ in seinem Rücken vernahm.

Sich ganz ruhig umwendend, sah er auf dem in diesem Augenblick ziemlich leeren Fahrdamm einen Kutschwagen, eine an den Seiten geschlossene Kalesche, deren Verdeck zurückgeschlagen war, im Trabe der beiden Mietpferde herankommen und vor dem Alster-Hotel haltmachen.

Der Kommissar hatte zuerst nur in den Fond des Wagens geschaut; nun sah er sich den Kutscher an und erkannte in ihm den Diener, der jetzt aber einen dunklen Fahrpaletot und den Kutscherzylinder mit der großen Kokarde an der Seite auf dem Kopf trug. In der Tat, es war staunenswert, wie klug und nach allen Seiten bedacht diese Gauner ihr Vorhaben ins Werk setzten! Es sollte kein Unbeteiligter wissen und sagen können, wohin sie die arme, alte Frau verschleppt hatten!

Dr. Schavrell sah den einen der beiden Kriminalschutzleute, Felgentreff, nach den Automobilen hingehen; der andere, der ihn soeben auf das nahende aufmerksam gemacht hatte, stand unweit am Geländer und schien sein ganzes Interesse den Schwänen zu widmen. . . Der Kommissar selber ging wieder im gleichmäßigen Schritt des Schutzmannspostens auf und nieder.

Eine Viertelstunde verging so.

Jetzt kam der Diener mit einem Plaid, einer Tasche und einem großen, in Seidenpapier gehüllten Blumenstrauß aus dem Hotelportal, legte die Sachen in den Wagen und stieg auf den Boek. Gleich darauf die Baronin v. Lehnemark, heiter lächelnd, am Arm der Gesellschafterin, denen beiden der Hotelpage in den Wagen half.

Dr. Schavrell war auf die Häuserseite gegangen. Er hoffte so weniger bemerkt zu werden, war aber doch im entscheidenden Moment dem Hotel etwas sehr nahe gekommen. Ihm schien, als richte die schöne Blonde ihre wie im Triumph strahlenden, blauen Augen gerade auf ihn. So bog er zur Seite und ließ den Wagen mit den beiden Frauen, vor einem Schaufenster stehend, an sich vorüberfahren. . .

Der Wagen fuhr den Jungfernstieg hinauf, an den, bei den Großen Bleichen haltenden Automobilen vorbei, bog dann in den Neuen Jungfernstieg ein und wandte sich im flotten Trab über die Esplanade dem Dammtor-Bahnhof zu.

Die beiden Damen, sich mit ihren hellen Seidenschirmen gegen die Sonnenglut schützend, plauderten miteinander, soweit das der Lärm der hier noch zahlreichen Fuhrwerke gestattete.

„Eine hübsche Idee von dir, Liebling,“ sagte die Baronin, „daß du den Wagen gemietet hast und Franz zum Kutscher gemacht! . . . Man ist so viel ungehörter . . . aber sag' mir, Ernachen, was ist das mit dir? . . . Ich hab' dich schon einmal gefragt, du hast geweint! . . . Fehlt dir irgend was? . . . Sage doch.“

Die Blonde hatte in der Tat ein wenig gerötete Augenlider. . . Sie lächelte indessen nur müde und schüttelte den Kopf. Und als die Baronin, die ja nicht wissen konnte, daß dieses zarte Rot das Resultat eines mit großem Raffinement angewandten Schminkstiftes war, wiederholt in sie drang, ihr einen etwaigen Kummer anzuvertrauen, da entschloß sich die Falsche zögernd, wie einer, der sich schämt, seine empfindliche Seele zu entschleiern, zu den Worten:

„Ach, liebe Mutter, wenn Sie wüßten, wie mir ums Herz ist! . . . Ich sehne mich nach Hause . . . und doch . . . mir ist so seltsam . . . ich weiß ja gar nicht mehr, wo ich hingehöre . . . da ist meine Mutter, an der meine ganzen Erinnerungen hängen . . . meine Kindheit und alles . . . und dann Sie wieder . . . Sie, liebe Mutter . . . ach, mein Gott!“ . . .

Die Stimme versagte ihr; sie wandte sich zur

Seite, wie um ihre tiefe Bewegtheit zu verstecken — in Wahrheit, um ein schreckliches Lachen zu verborgen, das die Frau höhnte, die tiefergriffen an ihrer Seite saß und die vergeblich nach Worten suchte, die ihr zart genug erschienen für die geteilte Liebe ihres Kindes. . .

Der Wagen glitt nun aus den geräushevolleren Straßen in die grünbelaubten Alleen der Roterbaum-Vorstadt. Eine frische Luft wehte herüber von der Außen-Alster, und auf den leisen Windesschwingen kamen die Klänge eines Volksliedes daher, das die Kapelle auf irgendeinem Vergnügungsdampfer spielte. . . Der alten Dame schien es, daß sie schönere Stunden nie erlebt habe. . .

„Wenden Sie sich nicht so oft um, Franz,“ sagte die Blonde, „und passen Sie auf Ihre Pferde auf!“

„Wie hart sie manchmal sprechen kann!“ dachte Frau v. Lehnemark; aber sie sagte mit gedämpfter Stimme:

„Du hast ganz recht, er dreht sich Tortwährend um!“

Sie sprachen nicht viel. Einmal wandte sich die Blonde, sah zurück und meinte:

„Da hinten ist ein Automobil . . . aber es scheint nicht in Ordnung zu sein . . . es kommt nicht vorwärts.“ . . .

Sofort blickte auch der Diener nach hinten, gab den Pferden die Peitsche und sah noch mehrere Male hinter sich, ohne daß ihm die Gesellschafterin dies wie vorhin verbot. . . Aber bei der nächsten Wegbiegung kam das Automobil außer Sicht.

Die Pferde griffen jetzt schärfer aus, der Diener trieb sie fortwährend an, so daß die Baronin fragte, warum er denn so jagte, sie hätten doch Zeit . . . Aber ein vorwurfsvoller Blick aus Ernas blauen Augen, in dem die alte Dame die Sehnsucht las, nun doch recht schnell heim und zur Mutter zu kommen, ließ Frau v. Lehnemark fast schuldbewußt verstummen, trotzdem der Wagen gleich darauf beinahe in Galopp hinraste. . . Schließlich sagte die Blonde:

Nicht gar so schnell, Franz!“

Da zügelte der Mensch mit einer Bewegung seiner breiten Schultern, die wie Trotz und Widerspruch aussah, die Gäule.

Man fuhr jetzt durchs Grüne. . . In stillen Wellen hob sich das Wiesenland, von Wasseradern durchrieselt, an denen Weidenbüsch und Elsengestrüpp sich leis im Windhauch regte. . . Pferde weideten und Rinder, und in einem hohen Pferch reckte fremdländisch Getier, braune Guanakos und hellere Lamas, die feinen Häuse . . . ein Wirtshaus an der Straße, ein Frachtwagen vorm Tor . . . und ein einsamer Reiter . . . sonst sonnige, heiße, fast feierliche Stille. . .

Aber wie man im Dorf war, das der Wagen offenbar auf Umwegen erreicht hatte, da langte der Diener wieder mit der Peitsche aus, bis er plötzlich in Schritt fiel. . .

Frau v. Lehnemark war schon eine Weile nicht einverstanden mit irgend etwas . . . Sie wußte nur selber nicht recht: War es der fortwährend Tempowechsel in der Fahrgeschwindigkeit, den sie übrigens auf die mangelnde Geübtheit des Rosselenkers schob, oder machte sie das schweigsame, in sich gekehrte Wesen ihrer sonst doch so gesprächigen Erna nervös? Gerade schwebte ihr eine Bemerkung darüber auf den Lippen, als sie die Augen zur Seite bekam und tief erschrocken nur sagen konnte:

„Da! . . . Da! . . . Erna!“ —

Indem hielt auch der Wagen vor einem Hause, das ziemlich einzeln stand, im Grün verborgen lag und von einem hohen Eisengitter umgeben war.

„Erna!“ sagte die Baronin, die heftig atmete. „Da ist ja der Mensch, Erna! . . . Du weißt doch noch!

. . . Der . . . Was wollen Sie denn? . . . Was wollen Sie denn? . . . Sie!“ . . .

Der elegant gekleidete Herr mit dem schwarzen Schnurrbart war mit drohender Miene vor den Wagen getreten, hatte leicht an den Zylinder gefaßt und öffnete jetzt rasch den Schlag, wobei er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, sagte:

„Steigen Sie aus!“

„Erna! . . . Erna!“ schrie die Baronin leise, die wie in einer Halluzination den Diener vom Bock springen und am Gittertor der Villa die Klingel ziehen sah.

„Erna!“ sagte sie nochmals und sank, einer Ohnmacht nahe, zurück in die Wagenpolster, als sie in das Gesicht ihres Lieblings blickte, dessen Schönheit auf einmal roh und gemein wurde, und von deren Lippen die Worte kamen, die unbegreiflichen, hirnzerschmetternden Worte:

„Na ja, steigen Sie aus! Schnell! Sie hören doch, Sie sollen aussteigen!“ . . .

„Was ist denn?“ stammelten die bleichen Lippen der alten Frau. „Was ist . . . was hast du denn, Erna?“

„Steig aus! fuhr die Blonde sie jetzt an und wollte sie an der Schulter zerren.

Aber der Schwarzhaarige hob während die Hand . . . ein paar Kinder kamen den Weg herauf — die sah er.

„Kommen Sie nur, gnädige Frau, kommen Sie nur,“ sagte er leise, „es wird sich ja alles aufklären! . . . Es ist auch nur zu Ihrem Besten!“

Drüben war die Gitterpforte aufgegangen, zwei Männer in einer Art heller Livree traten heraus und näherten sich dem Wagen.

Aber Frau v. Lehnemark, die eine Ahnung haben mochte, was man mit ihr vorhatte, sträubte sich entschieden:

„Ich gehe nicht! Nein . . . auf keinen Fall! . . . Ich will wissen . . . Erna! Mädchen! . . . Was heißt das?“

Die Blonde hatte jetzt, wo die beiden in der Livree am Wagenschlage standen, ihre Rolle vollständig gewechselt: Sie bog sich, die in silbergrauer Seide steckenden Hände ans Gesicht pressend, zur Seite, als könne sie diesen Jammer nicht mit ansehen.

Die drei Kinder waren stehen geblieben und starrten neugierig auf die Szene.

Der schwarzbärtige Herr, der sich ärgerlich umsah, sagte, sich in den Wagen hineinbeugend:

„Machen Sie jetzt bitte, keine Umstände mehr, gnädige Frau! Ich muß sonst die Wärter bitten, und wir müssen Gewalt brauchen!“

„Aber was ist denn? Was wollen Sie denn von mir? Wollen Sie mich etwa da hineinbringen?“

Dabei stieg sie, da die Wärter schon hineinlangten, aus dem Wagen. . . Die Gesellschafterin folgte ihr augenblicklich. . .

„Das ist doch ein Irrenhaus!“ sagte Frau v. Lehnemark, die, von rasender Angst geschüttelt, wie im Fieber flog. „Nein, ich gehe nicht weiter! Nicht einen Schritt! . . .“

Aus der Tür des Hauses, das man zwischen dem Laub der Sträucher und Bäume sah, war soeben ein Mann herausgetreten, im schwarzen Rock, eine goldene Brille auf der Nase. . . Aber er hielt sich noch Hintergrunde. . .

„Kommen Sie!“ gebot der Schwarzbärtige und winkte den beiden Wärtern. . .

„Franz!“ Die Baronin, schon von beiden Seiten am Arm gefaßt, wandte sich um und rief klagend noch einmal:

„Franz!“ . . .

Der Mensch, der schon wieder oben auf seinem

Kutschbock saß, wandte sich nach der anderen Seite, als habe er nichts gehört. . .

„Los! Los!“ . . . sagte der Schwarze ingrimmig. Und die Baronin, die vorwärtsgeschoben wurde, hörte in ihrem Rücken die Stimme, der sie am meisten getraut hatte und die jetzt ihr Herz am grausamsten zerfleischte, unter heuchlerischen Tränen flüstern: „Geh' doch, liebe Mutter! . . . So gehe doch!“

Da wandte die alte Dame ihr Gesicht, das jetzt fast so weiß war wie ihr ehrfurchtgebietender Scheitel, zurück und sagte nur das eine Wort:

„Pfu!“

Dann war sie im Garten, der Schlüssel knackte im festen Schloß der Pforte

Dem Schwarzhaarigen, der nun vor ihr herschritt, die nach wie vor in den Händen der Irrenwärter war, näherte sich jetzt der Herr mit der Brille. . . Ein kluges, aber wenig sympathisches Gesicht blickte prüfend auf die Frau, der in halber Bewußtlosigkeit die Augendeckel herabfielen.

„Ist alles in Ordnung, Herr Doktor? . . . Die Atteste . . . vom Physikus und vom Hausarzt? . . . Ja?“

„Alles!“ sagte der andere, seine Brieftasche ziehend und ihr einige zusammengefaltete Papiere entnehmend. „Uebrigens liegt der Fall ganz klar: Paranoia in ziemlich vorgerückten Stadium . . . wir haben unsere liebe Not gehabt, sage ich Ihnen! . . . Sie erkennt nicht mal ihre Tochter und hält sie für eine Gesellschafterin.“ . . .

„Na, denn wollen wir mal sehen“, sagte der mit der Brille recht wohlwollend und wandte sich zu der Blondin:

„Sie, mein liebes Fräulein“ — er gab dabei den Wärtern einen Wink, die Baronin ins Haus zu führen — „Sie haben wohl recht große Sorge gehabt?“

„In diesem Augenblick parierte ein dahersausendes Automobil vor dem Tor seine rasende Fahrt. . . und gleich darauf noch eins! . . .

Drei Männer springen raus!

Der erste, in der Schutzmannsuniform, den Browning in der Rechten vors Tor:

„Halt! . . . Im Namen des Gesetzes! . . . Schließen Sie sofort auf!“ . . .

Indem fängt drin im Garten einer an zu rennen! — Ums Haus will er! — Da sind neue, höhere Gitter! — Ins Haus! — Das Tor ist hinter dem Inhaber der Anstalt wieder ins klinkenlose Schloß gefallen! . . .

Und Hanke jagt außen ums Gitter rum neben ihm her; die Wärter, voller Angst vor der Uniform, schließen die Pforte auf.

Aber Felgentreff mit seinen langen Beinen ist schon über den Zaun! . . . Er hat den Verbrecher, der umsonst den Revolver herausreißt. . . ist mit ihm in das Stiefmütterchenbeet gestürzt und sitzt ihm wie eine Dogge an der Kehle! . . .

Dann wird der Verbrecher gefesselt; wie seine Verbündete, die Blonde, die vor Wut schreit und trampelt. . .

Draußen will ratternd ein Wagen fort, aber die Automobile holen ihn gleich! Die Chauffeure lassen sich's ja nicht nehmen, sie wollen auch ihr Teil an der Verhaftung des Kleeblattes haben! . . .

„Für Sie wird das vermutlich auch keine unangenehmen Folgen haben!“ sagte der Kommissar zu dem Mann mit der Brille, der blaß und verstört, mit zitternden Händen die Atteste hervorsucht, die ihm der verbrecherische Arzt eben gegeben hat.

„Hier, bitte . . . ich habe keine Schuld.“ . . .

„Gefälscht“, sagt der Kommissar und nimmt die Papiere an sich; „na werden ja sehn . . . Vorläufig helfen Sie mal die Dame ins Auto bringen!“

Und zu Frau v. Lehne mark hingehend, die auf einer Bank zusammengesunken ist, sagt er ganz lie-

bevoll leise:

„Fühlen Sie sich stark genug, Frau Baronin, heimzufahren? Kennen Sie mich? Ich bin ein Freund Ihres Herrn Sohnes.“ . . .

Die arme Dame nickt leise und läßt sich, eine Schwerkranke, gestützt, zum Wagen führen. . . . Aber draußen vor der Pforte bebt sie zurück: Die Blonde, die eben in das erste Automobil geschoben wird, die wendet sich um mit einem schrillen Gelächter und speit wütende Worte. . .

„Mein Gott!“ flüstert die Greisin und sinkt kraftlos in die Kissen des geschlossenen Wagens.

Der Kommissar neben ihr macht sich heimlich die schwersten Vorwürfe. . . Seine beiden Autos, die ja auf keinen Fall zu früh von den Verbrechern bemerkt werden durften, sind so immer weiter zurückgeblieben und haben für kurze Zeit die Spur der Kalesche verloren. . . Vom Geräusch eines andern Wagens verlockt, haben sie die Straßen gekreuzt, bis sich die Beamten schließlich an die „Herbstallee“ erinnerten, von der die Blonde im Coupé gesprochen. . . Als sie nun aber die Kutsche, die vor der Irrenanstalt hielt, wieder erblickten, da waren kostbare Minuten verloren gegangen. . . Daß die der alten Frau das Herz zerriß, die sie am meisten liebte, das konnte Dr. Schavrell nicht mehr ungeschehen machen. . .

Während des ganzen Weges starrte Frau v. Lehne mark mit nassen Augen trübe vor sich hin. Und der Kommissar wagte nicht, ihren tiefen Schmerz zu stören.

Im Hotel wartete Herr v. Lehne mark, bebend vor Ungeduld. Und der Sohn dieser armen Mutter, dem Dr. Schavrell erklärende Worte zuflüsterte, war selber ganz fassungslos. . .

Er nahm sie in die Arme, und anstatt sie trösten zu können, kam er nur dazu, den Freund, der sich zartfühlend zurückzog, zu bitten, er solle doch bei ihnen bleiben! Dann aber, als er sich zu entrüsten begann, der Professor, als er in bitterem Ton auf die schalt, der seine arme Mutter so alles und alles gegeben hätte — da fand die alte Frau kein böses Wort, nicht einmal einen Vorwurf.

„Ich habe schon so manches begraben müssen“ . . . es wurde ihr noch nicht leicht, zu sprechen. . . „das hier ist nur eins . . . und wenn es mir auch schwer ankommt . . . meine Liebe, die kann mir doch keiner nehmen!“ . . .

Hagenbeck und die Tiere. In der „Jugend“ veröffentlicht „Karlichen“ folgendes Gedichtchen:

Hagenbeck †.

Und der König Löwe sprach,
Weithin donnerte sein Ruf:
„Ehrlich trau're ich ihm nach,
Der den schönen Tierpark schuf!“

Und es meinte Isegrimm,
Als er seinen Tod erfuhr:
„Nicht mehr grausam, nicht mehr schlimm
Ward durch ihn die Tierdressur!“

Wackerlos, das Hündchen, sann,
Und es zog das Schwänzlein ein:
„Ja, er war ein großer Mann,
Und ein guter obendrein!“

Reineke nur sprach zu sich,
Während lächelnd dies Konzert
Er belauschte: „Eigentlich
Hat er uns auch eingesperret . . .“

Frauenbewegung

Ehehindernisse

Studiert man die Bestimmungen der Ehegesetze der verschiedenen Länder Europas, so findet man manchmal, daß das Gesetz keineswegs immer ernst und imposant einherschreitet, sondern daß es im Gegenteil manchmal recht heiter und ergötzlich zu wirken bemüht ist. In dem Büchlein „Die Beseitigung ausländischer Ehehindernisse in Ungarn“ von Dr. Ernst Gerö in Budapest sind jene Ehehindernisse verzeichnet, die in den betreffenden Ländern, aber nicht in Ungarn eine Ehe unmöglich machen. Darunter finden wir nun einige recht interessante Bestimmungen, die wir nebst einigen Hindernissen aus ethischen und ästhetischen, recht bemerkenswerten Gründen vorbringen wollen.

In allen griechisch-katholischen Ländern ist die Eingehung einer vierten Ehe nicht gestattet. In Belgien können geschiedene Ehegatten einander nicht wieder heiraten, aus welchem Grunde immer die Ehescheidung ausgesprochen wurde. Aber falls auch die Ehescheidung mit beiderseitiger Einwilligung erfolgte, dürfen die Ehegatten erst drei Jahre nach Ablauf der Scheidung mit einer anderen Person eine Ehe eingehen. Das belgische wie auch das französische und rumänische Gesetz schreiben Großjährigen, die eine Ehe eingehen wollen, einen sogenannten „Ehrerbietigkeitsakt“ vor, das heißt, sie müssen vor Eingehung der Ehe ihre Eltern um Rat fragen, den sie allerdings dann nicht zu befolgen verpflichtet sind. Das bulgarische Gesetz verpflichtet den Mann, nach dem Tode seiner Frau sechs Monate zu trauern. Ob das immer ganz strikte befolgt wird, wird in dem Buche nicht gesagt, aber die gesetzliche Vorschrift hat immerhin die Wirkung, daß ein Ehemann erst sechs Monate nach dem Tode seiner Gattin neuerdings eine Frau freien darf. Wegen Ehebruchs geschiedene Gatten dürfen mit dem schuldigen Teile keine neue Ehe eingehen. Haben sie sich jedoch zwei Jahre hindurch tadellos aufgeführt, so kann ihnen von diesem Verbote ein Dispens erteilt werden.

Dänemark und Norwegen haben für Ehemänner den Impfwang eingeführt. Personen, welche nicht geimpft sind, dürfen nicht heiraten, sofern sie nicht nachweisen, daß sie die echten Blattern gehabt haben. In Griechenland besteht ein Ehehindernis zwischen dem Vater und der Verlobten seines Sohnes, zwischen dem Sohne und der Verlobten seines Vaters und zwischen dem Bruder und der Verlobten seines Bruders. Schiller hätte als, wenn Philipp II. in Griechenland gelebt hätte, den Don Carlos nicht schreiben können. Die entsprechenden Bestimmungen finden aber nicht nur auf die männlichen, sondern auch auf die weiblichen Untertanen Griechenlands Anwendung. Eine verheiratete Frau, die sich des Ehebruches schuldig gemacht hat, darf sich überhaupt nicht wieder verheiraten, während der Ehebruch des Mannes nur ein Verbot der Ehe mit seiner Mitschuldigen zur Folge hat. In Rumänien können geschiedene Ehegatten einander nicht wieder heiraten, auch ist eine vierte Ehe nicht gestattet. Interessant sind die Bestimmungen der russischen Kirche: Sie setzen eine Altersgrenze für die Eheschließung fest, die sie mit achtzig Jahren bestimmen. Die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland trifft Bestimmungen behufs Sicherstellung des Vermögens der Kinder aus früherer Ehe: Verwitwete und Geschiedene, welche Vermögen ihrer Kinder aus früherer Ehe verwalten, können nicht eher eine neue Ehe eingehen, als bis sie dieses

Vermögen sichergestellt haben.

Das schwedische Gesetz hat die Trauer des Mannes um seine Frau geregelt und gestattet ihm erst sechs Monate nach Ablauf der Trauerzeit wieder zu heiraten, eine Bestimmung, die sicher den Beifall aller verheirateten Frauen finden wird, obwohl es ja eigentlich um das Gedenken eines Mannes, der seine Frau so schnell vergißt, keiner Kränkung bedarf. Serbien gestattet die vierte Ehe nur mit besonderer Erlaubnis der oberen Kirchenbehörde. Männer über sechzig, Frauen über fünfzig Jahre bedürfen zur Eingehung einer Ehe ebenfalls besonderer Erlaubnis der oberen Kirchenbehörde. Findet das geistliche Gesetz bei einer Ehescheidung, daß beide Ehegatten schuldig sind, so untersagt es im Urteile beiden Ehegatten die Eingehung einer zweiten Ehe. Ist nur ein schuldtragender Teil vorhanden, so wird diesem die Wiederverheiratung verboten. Witwen von Priestern und Diakonen dürfen nicht wieder heiraten. Der pikante und interessante Gegensatz dazu aber ist, daß ein Priester niedrigen Grades nur zu den höheren Graden gelangen kann, wenn er verheiratet war und seine Frau entweder gestorben oder ins Kloster gegangen ist.

Ein Ehehindernis in allen Staaten ist selbstverständlich die noch nicht erreichte Großjährigkeit, da Minderjährige erst die Erlaubnis ihrer Eltern vorweisen müssen, ehe sie getraut werden. Diese ist aber in den verschiedenen Staaten mit sehr von einander abweichenden Zeitpunkten bestimmt. Am spätesten erreicht man sie in Dänemark, wo der Bürger erst mit 25 Jahren die Volljährigkeit erreicht, ob er nun weiblichen oder männlichen Geschlechtes ist. Auf Dänemark folgt Oesterreich-Ungarn mit Bosnien und der Herzegowina, wo 24 Jahre die Altersgrenze ist, die die Minorität abschließt. In Spanien wird man mit 23 Jahren Großjährig, in Belgien, Bulgarien, im Deutschen Reiche, in Frankreich, Griechenland und Großbritannien, in Italien, Luxemburg, Monaco, Montenegro, den Niederlanden, Norwegen, Portugal, Rumänien und Rußland, Schweden und Serbien wird man mit 21 Jahren majorem, die Schweiz erachtet den Erdenbürger mit 20 Jahren für volljährig und den Vogel schießt die Türkei ab, die dem Manne im Alter von 12 bis 15 Jahren, dem Mädchen aber schon im Alter von 9 bis 12 Jahren die Volljährigkeit gewährt. Und zwar hat die Türkei deshalb schwankende Bestimmungen für die Erlangung der Großjährigkeit getroffen, weil sie die Erlangung derselben von der Entwicklung abhängig macht, die naturgemäß nicht bei allen Individuen in den gleichen Jahren eintritt.

In Oesterreich muß der Mann achtzehn, die Frau sechzehn Jahre alt sein, um mit Einwilligung der Eltern eine Ehe schließen zu können. Mit Außerachtlassung des elterlichen Willens kann man erst nach erlangter Großjährigkeit, mit 24 Jahren heiraten. Der sogenannte Ehrerbietungsakt besteht nicht, doch ist er ja nur eine Formalität, die keinen wie immer gearteten bindenden Einfluß auf die Entschlüsse der Ehemänner hat. Ihren Eltern ergebene Kinder werden mit und ohne Gesetzeszwang ihre Eltern um Rat fragen, die andern werden ihrem eigenen Willen folgen, auch wenn das Gesetz sie zu einer Anfrage an die Eltern zwingt.

Arges Mißverständnis. (In einem Gasthause erhielt ein Gast eine ziemlich zähe Kalbsleber vorgesetzt). Gast: „Kellner, das ist wohl ein kleiner Druckfehler — ich habe Kalbsleber bestellt, und Sie bringen mir Kalbsleder.“